

# HEROENSAAL.

Illustrirte Damen-Zeitung.

## Hohes Leben.

Novelle von Ludwig Ziemssen.

Zwischen den Marmorbildwerken im Heroensaal des Museums wandelte eine kleine, aus Damen und Herren gemischte Gesellschaft, lebhaft plaudernd dem Ausgange zu. Voran ein in dunkelgrünes, pelzbesetztes Winterkostüm gekleidetes junges Mädchen, das mit großem intelligenten Blick die rechts und links aufgestellten Skulpturen im Vorübergehen noch einmal streifte und einem etwas verlobt aussehenden jungen Manne, der sich beeifert an ihrer Seite hielt, gelegentlich einige kurze Bemerkungen widmete. Als man zum Eingang

der Rotunde gelangt war, blieb die junge Dame stehen, legte die Hand auf den glatten Rand der dort stehenden kolossalen Wannen aus poliertem Granit und sprach mit klarer melodischer Stimme, rückwärts über die zierlich geformte Schulter hin: „Ist es sicher beglaubigt, Herr Doktor, daß diese beiden Wannen aus der Villa des Diocletian stammen?“

Ein Herr mittleren Alters, sehr geschmiegelt in Kleidung und Haltung, unterbrach sein Gespräch mit einer munter blickenden Brünette in allerliebstem braunjammetnen Otterpelz, um

sich beeifert vorwärts zu drängen, und erwiderte, das gigantische Badegerät durch sein Pincenez hin inquisitorisch anstarrend, ohne Bedenken: „Aus der Villa des Kaisers bei Salona — ganz recht! Beide Stücke sind erwiesenermaßen ächt. Haben daselbst im Caldarium gestanden“.

„Was ist das, Caldarium, Herr Doktor?“ interpellierte hier die außer Beschäftigung gesetzte Brünette den gelehrten Erklärer, indem sie ihn mit dem Museumskatalog auf die Schulter tippte.



Eine Visite beim Onkel Vicomte. Nach dem Gemälde von Carl Herpfer.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „Juli“.



Sofort ließ der Geschneigelte von der steinernen Antiquität ab, um sich mit huldigenem Lächeln zu der niedlichen Fragerin umzudrehen, und antwortete besonnen: „Calvarium, mein gnädiges Fräulein, ist der lateinische Name für die warme Badestelle der alten Römer. Sie hatte einen hohlen Fußboden, in welchem sich, ähnlich wie hier im königlichen Museum, die Heizröhren befanden und ihren heißen Dampf in die Zelle, ihr heißes Wasser in die Wannen ausströmten.“

„Aber ich denke, die alten Römer sind so sehr kriegerisch-abgehärtete Leute gewesen, daß sie jede Anstrengung und Witterungsunbill zu ertragen vermochten? Und die haben warm gebadet?“

Der Kunstgelehrte nickte bekräftigend mit dem stark pompadurfarbenen Kopf: „Allerdings!“

Die hübsche kleine Brünnette war sehr erstaunt. „Nun denk' sich Einer! — Und in dem Klima! Du lieber Gott! Wenn ich voriges Jahr in Rom oder Neapel hätte ein heißes Bad nehmen sollen — entsetzlicher Gedanke! Papa meinte so wie so immer, ich glähe wie ein Plättbolzen. Nein, ich danke! Und nun diese alten Römer! Wahrhaftig, ich verliere allen Respekt vor ihnen!“

Der Doktor lächelte, lebhaft ergötzt. „Es war auch,“ fuhr er docierend fort und rückte sein widerspenstiges Vincenez zurecht, „eine Abirring von der alten einfachen Sitte; und ein allzuhäufiger Gebrauch warmer Bäder galt noch in ziemlich später Zeit als schlimme Verweichlichung. Im alten Rom badete man anfangs nur alle acht Tage, kalt oder lauwarm, in der Lavatrina, d. i. dem Waschhaus neben der Küche.“

„Nein, wie interessant!“ bemerkte hier die niedliche Brünnette im Otterpelz mit einem heuchlerischen kleinen Augenaufschlag. „Gerade so wie wir Kinder! Sonnabend abends in der Waschküche! — Weißt du noch, Ulrich? Du wolltest dich nie gern baden lassen und brülltest fürchterlich; Mama meinte, du seiest förmlich wasserscheu!“

Der junge Lebemann, der sich während des Doktors Erklärung mit der Dame in Dunkelgrün gedämpften Tones unterhalten hatte, wurde von dieser Interpellation offenbar unliebsam berührt; wenigstens stieß er ein ziemlich heftiges: „Welch ein Unsinn, Fanny!“ hervor und setzte mit unwölkter Stirn ein gemäßigteres: „Du phantasierst wieder einmal!“ hinzu.

Die junge Dame zog sich diese Unwillensbezeugung wenig zu Herzen. Mit einem verwunderten Kreisblick, der gleichsam alle Anwesenden zu Zeugen des ihr widersahrenden Unrechts anrief, entgegnete sie lächelnd: „Aber durchaus nicht! Die reine weißgewaschene Wahrheit! — Doch fahren Sie fort, Herr Doktor; ich sehe es Ihnen an, daß Sie noch etwas auf der Seele haben.“

„D, nur eine Kleinigkeit, nur eine vervollständigende kulturhistorische Notiz, nämlich: daß mit zunehmender Verweichlichung und allgemeiner Sittenverderbnis die Römer die Temperatur ihrer Bäder steigerten, sodaß die Fälle, wo einen jener entarteten Schlemmer im heißen Bade der Schlag rührte, keineswegs zu den Seltenheiten gehörten.“

„Da geschah ihnen nur recht,“ entschied Fräulein Fanny mit der Miene sittlicher Befriedigung. „Ich hasse weichliche und schlemmerische Männer und wünsche ihnen immer das Schlimmste! Nicht wahr, Katty, sie verdienen es nicht besser?“

Die junge Dame in Dunkelgrün lächelte zerstreut. „Schwächlingen braucht man weder Gutes noch Schlimmes zu wünschen,“ sprach sie langsam. „Ersteres verweigert ihnen, letzteres bereitet ihnen so wie so die eigene Natur.“ Und einen älteren, vornehm aussehenden Herrn, der eben, von einer Diversion zur Besichtigung eines Marmorthrons zurückkehrend, in Gesellschaft eines Offiziers wieder zur Gruppe stieß, einen zärtlich nickenden Blick zuwendend, sprach sie in gedankenvollem Scherz, die Hand auf den Rand der Wanne gelegt: „Doktor Panzer hat uns eben einen kleinen Vortrag über die Bäder der Römer gehalten, Papa, und die betrieblende Mitteilung gemacht, daß die Welteroberer sich nicht selten in hochgradigen Wannenbädern eine tödliche Apoplexie zugezogen haben.“

„In der That?“ warf der Angeredete bedauernden Tones ein.

„Ja! und nun ist mir hier an diesen Riesenwannen Diocletians der Gedanke aufgestiegen, wie leicht ein paar Grade Wasserwärme mehr, etwa nach einem opulenten Diner, dem Leben des pomphaften Cäjärs hätten ein jähes Ende und dem Weltreiche Rom einen Umsturz aller Verhältnisse bereiten können! Ist das hier im Angesicht der beiden Badegeräte nicht ein förmlich aufregender Gedanke? — Denke nur, möglicherweise, d. h. wenn die Sache rechtzeitig erfolgte, wäre unter anderem aus der ganzen Christenverfolgung nichts geworden!“

„Du bist und bleibst ein seltsames Mädchen, Kathe,“ sprach der Vater, mit dem Offizier neben ihm einen lächelnden Blick austauschend; „aber du hast recht! Die Folgen eines solchen Ereignisses wären möglicherweise groß und weitreichend gewesen!“

„Sie hätten bis heute gereicht,“ vervollständigte die junge Dame mit einem gedankenvollen Lächeln ihre Darlegung, „und sie wären auch dir zugute gekommen.“

„Mir? Wie so? Du fabelst!“

„Nun, ich meine, du wärest dann der Notwendigkeit überhoben, dich über die bis zum Überdruß vorgebrachten Anspielungen der Centrumsmänner auf die ‚Diocletianische Katholikenverfolgung‘ zu ärgern, und das wäre doch auch ein Gewinn!“

Die ganze kleine Gesellschaft brach in ein heiteres Lachen aus, sodaß die Augen der übrigen Besucher des Saales sich wie auf Kommando ihrer Gruppe zuwandten; nur die Veranstalterin dieses Heiterheitsausbruchs blieb unbewegt und wendete sich gleichmütig der Betrachtung eines griechischen Knabenkopfes zu.

„Still — still!“ mahnte ihr Vater, der sich zuerst faßte; „man sieht nach uns! Lassen Sie uns weiter gehen. Wir sind ja so wie so fertig. Gier, bitte, durch die Notunde.“

„Aber Papa!“ remonstrirte die Tochter, den intendierten Abzug jählings hemmend. „Doch nicht schon fort gehen?“

„Gewiß, liebes Kind; wir haben ja wieder einmal alles gesehen, und so mein ich —“

„Alles gesehen?“ wiederholte die junge Dame verwundert

und zog die feinen Augenbrauen zusammen. „Und die pergamentenen Altertümer! — Nein, heute — das habe ich mir gelobt — will ich sie mit Augen sehen, und darum bitte ich noch um ein klein wenig Geduld. Nicht wahr — wir betrachten die Sachen noch?“

„O gewiß, liebes Kind, d. h. wenn die übrigen Herrschaften noch nicht allzu hungrig sind.“

„Na, es geht so an,“ meinte Fräulein Fanny, die sich zur Vertretung der kleinen Gesellschaft berufen fühlte und die niedliche Nase etwas kraus zog. „Wenn ich meinen Gürtel ein wenig enger zusammenziehe, so mag es zur Not noch ein halbes Stündchen währen; obwohl es immer hart ist, wenn einem statt eines hübschen Dinners ein paar tausendjährige Steinbrocken präsentiert werden! Aber immerhin! immerhin! Wir kennen ja Käthe und ihren unerbittlichen Wissenstrieb, der nicht eher Ruhe giebt, als bis er befriedigt ist; also avanti! — Wo befinden sich die Schätze?“

„Im Assyrischen Saal!“ erwiderte lebhaft Fräulein Käthe und warf der jungen Brünnette für ihre Willfährigkeit einen dankbaren Blick zu. „Man arbeitet noch an der Zusammenstellung, und das große Publikum ist vorderhand ausgeschlossen; aber ich habe einen Erlaubnißschein von der Direktion, und so steht unserem Eintritt nichts im Wege.“

„Hat einen Erlaubnißschein von der Direktion,“ wiederholte Fräulein Fanny mit einem Kopfschütteln voll unbegrenzter Bewunderung und sah wie beschwörend im Kreise umher. „Es ist um sprachlos zu werden! — Bist vielleicht förmlich schriftlich darum gekommen?“

„Natürlich bin ich!“

„Natürlich bist du,“ wiederholte die junge Schöne im Otterpelz mit ironischem Kopfnicken. „Du liebe Zeit! Als wenn sich's um ein Billet zum Opernhausballe handelte! Nun dergleichen muß man erlebt haben, um es zu glauben! Alle Achtung! — Aber wir verlieren zu viel Zeit mit dem Erstaunen; also andiamo! — Dunkel, dies wird eine staubige halbe Stunde; ich fürchte, ich werde von deinem Rauenthaler hinterher ein Glas extra trinken müssen.“

„Wir wollen es mit einander trinken, Fanny; nur vorwärts jetzt!“

Der am Eingang des Assyrischen Saals postierte Galleriedienner war reich verständig und öffnete besonnen die Thür. Die kleine Gesellschaft trat in eine lange Gallerie und sah hier, auf niedrigen Gestellen am Boden liegend, die mächtigen Bruchstücke eines kolossalen Skulpturfrieses, auf dem ein wilder Kampf von Göttern und Dämonen dargestellt zu sein schien, mit bedeutenden Lücken notdürftig zum Ganzen aneinander geschoben.

„Da sind sie!“ stieß Käthe tief aufatmend hervor und erstieg leuchtenden Auges die Stufen, von wo aus ein Überblick über die daliegenden Marmorfragmente sich ermöglichen würde.

Hier stand sie einige Zeit, in stauende Betrachtung versunken, schweigend da. Dann hauchte sie, wie aus tiefstem Innern hervor: „Wie das groß ist und kühn und gewaltig! — Und welches Leben! Welches überkräftige hinreichende Leben in diesen Gestalten! Wahrhaftig, der Künstler, der das geschaffen hat, kannte die Natur, wie wenige! — Was meinen Sie zu diesem Werke, Herr Doktor?“

Der Angerufene, den Fräulein Fanny eben durch die vertrauliche Anfrage „ob ihm nicht ein wirklicher Fißch auf dem Teller lieber wäre, als alle die seltsamen Steinfiguren mit Fißch- oder Drachenschwänzen“ ein wenig außer Contenance gesetzt hatte, rückte eilig sich und seine Brille zurecht und stotterte dann versichernden Tones hervor, daß die „Sachen da in der That ganz stupend seien“ und offenbar zu dem Besten gehörten, was die griechische Kunst hervorgebracht habe.

„Nicht wahr? — Ich fühle es! — Und nun kennt man nicht einmal den oder die Schöpfer so herrlicher Werke! — Oder doch?“

„Nein — das heißt, ich glaube nicht,“ brachte der geschneigelte Doktor, der offenbar nicht sonderlich orientiert war, unsicher hervor. „Vielleicht einer von den sonst bekannnten Meistern der Pergamenischen Schule.“

„Sehr möglich! Mir fast gewiß!“ entgegnete, ganz bei der Sache, das junge Mädchen und ließ den sinnenden Blick unverwandt auf den Gestalten des Zeus und seiner gigantischen Widersacher ruhn. „Denn dergleichen schafft auch der begabteste Anfänger nicht, oder —“ argumentierte sie in der ihr eigenen eindringenden Art weiter, „oder wenn's einer gethan, so reichte er damit seinen Namen jogleich unter die Besten auf dem Gebiete der Kunst, und derselbe wäre der Mitwelt nicht verschwiegen, der Nachwelt nicht unbekannt geblieben! — Nennen Sie mir doch einige der hervorragenden Künstler Pergamenischer Schule!“

Der kunstgelehrte Doktor hatte heute seinen unglücklichen Tag; immer wieder kam er mit seinem Wissen in die Brüche und durfte sich doch solches um alles nicht merken lassen. So stotterte er nun einige apokryphe Namen mit griechischen Endungen hervor und überließ es der argwöhnisch blickenden Wissensdürstigen, an sie zu glauben oder nicht. Aber seiner Not war damit noch kein Ende geschaffen. Die junge Dame mit den grübelnden Augen wollte nun auch noch die bis jetzt gewonnenen Resultate der Forschung über den hier behandelten künstlerischen Vorwurf hören, über den Gang der Ausgrabungen Genaueres wissen, ihre Kenntnisse vom Reich der Attaliden vervollständigen sehen, und nötigte ihn so zu immer neuen bedenklichen Angaben, die der hellhörigen jungen Dame im Otterpelz einen leichten Hustenanfall zuzogen, der ungeduldigen Fragerin aber endlich die unter Sitzenrunzeln gegebene Bemerkung entriß: „Ich habe das Gefühl, als seien Sie nicht hinlänglich orientiert, Herr Doktor!“

Bevor noch der so Beargwöhnte sich zu verteidigen vermochte, fand Fräulein Käthes Vermutung ungeahnte Unterstützung. Eine tiefe Männerstimme sprach, ganz in der Nähe, nachdrücklichen Tones das gewichtige Wort: „Es war der bare Unsinn!“

Die kleine Gesellschaft fuhr, wie auf ein Kommando, herum und erblickte zwischen den gewaltigen Marmorfragmenten, die auch an der hinteren Längswand des Saales ausgebreitet lagen, einen großen kräftigen Mann, der, neben einem der größeren Bruchstücke knieend, beschäftigt war, gewisse Maße in sein Taschenbuch einzutragen, übrigens von der Gesellschaft, in deren Unterhaltung er sich so decisiv eingemischt hatte, keinerlei weitere Notiz nahm.

Fräulein Fanny war die erste, die sich mit guter Manier

in die absonderliche Situation zu finden wußte. „Das nenn' ich mir eine Kritik, wie sie sich gehört,“ sprach sie lachend, und ihre munteren Augen glänzten den betroffenen Kunstgelehrten spöttisch an. „Nar und unummunden! — Was meinen Sie dazu, Herr Doktor?“

„Ich meine,“ entgegnete dieser, sehr roten Kopfes, indem er sich die Haltung vornehmwissenschaftlicher Überlegenheit zu geben versuchte, „ich meine, daß wir wenig Veranlassung haben, von den Selbstgesprächen eines Unbekannten und Unberufenen Notiz zu nehmen!“

„Berufen zur Berichtigung falscher Angaben darf sich jeder fühlen, dem es um die Wissenschaft Ernst ist!“

Die Worte kamen wieder wie zwischen den Steinen hervor; denn der Sprechende hatte sich abermals tief über ein Skulpturstück gebeugt und nahm sorgsam das Maß eines Gigantenkörpers, ohne zu seinem Widerjacher auch nur aufzublicken.

„Vorausgesetzt,“ so nahm nun der gekränkte Kunstgelehrte, mehr und mehr gereizt, den hingeworfenen Fehdehandschuh offen auf, „vorausgesetzt, daß derselbe nicht nur Behauptung gegen Behauptung stellt, sondern sich als der Besserunterrichtete wirklich auszuweisen vermag!“

„Allerdings!“ stimmte der Fremde gelassenen Tones bei und erhob sich, sein Buch in die Tasche steckend, elastisch aus seiner gebückten Stellung. „Ich bin Altertumsforscher von Fach, komme soeben direkt aus der Levante und habe mit Humann an den letzten Ausgrabungen auf dem Burgberge zu Pergamon teilgenommen, übrigens auch den Schöpfungen griechischer Kunst ein Spezialstudium zugewendet. Ich darf darnach vielleicht hoffen —“ hier ließ der Sprecher, mit einer Art von Verbeugung, seine Augen über die kleine verstummte Gesellschaft hinfliegen — „daß die geehrten Damen und Herren mich hier wirklich für kompetent zum Urtheil erachten und mir meine Einmischung verzeihen werden.“

„Unbedenklich,“ entgegnete, für die Gesellschaft das Wort nehmend, Käthes Vater, „zumal,“ setzte er verbindlich hinzu, „zumal wenn wir die Freude haben, den gelehrten Archäologen Dr. Harwyn vor uns zu sehen, von dessen erfolgreichen Bemühungen um die Altertumsforschung die Zeitungen uns schon wiederholt Kunde gebracht haben.“

Der Fremde verneigte sich artig, doch gehalten. „Ich heiße Raimund Harwyn.“

„Und ich bin der Generallandschaftsrat von Holm, Abgeordneter zum deutschen Reichstag und preussischen Landtag und Freund Ihres vortrefflichen Schwagers Hergenbruch, der mir oft von Ihnen erzählt und schöne von Ihnen stammende Bronzen und andere Altertümer gezeigt hat.“

Dr. Harwyn verneigte sich noch einmal, diesmal um eine Nuance verbindlicher, und tauschte mit dem Landschaftsrat, a conto der schwägerlichen Freundschaft, einen leichten Händedruck aus. Dann ließ er sich auch den übrigen Teilnehmern des kleinen Kreises vorstellen und erfuhr gleicherweise deren Namen. „Meine Nichte, Fräulein Fanny von Saldern, meine Tochter Katharina, Herr Hauptmann v. Restorp, kommandiert zum Großen Generalstab, mein Neffe, Kammergerichtsassessor v. Saldern und Herr Dr. Panzer, Kunstgelehrter . . .“

„Der vor solcher Autorität,“ schob dieser, gute Miene zum bösem Spiel machend, geschmeidig ein, „sich ohne weiteres bescheidet und tieferem Wissen den Vorrang läßt!“

Katharina warf dem gedemüthigten „Kunstgelehrten“ einen zornigen Blick zu und wandte sich darauf an Dr. Harwyn. „Werden Sie es nicht verschmähen, Herr Doktor, auf einige Fragen, die einem wirklichen Interesse an diesen edlen Überresten einer großen Vergangenheit entstammen, freundliche Auskunft zu erteilen?“

„Verschmähen? Wie sollte ich!“ erwiderte der junge Gelehrte ruhigen, fast kalten Tones und blickte gleichgiltig in Katharinas schönes, belebtes Antlitz. „Forschen und lernen wir sogenannte Gelehrte doch vor allem zu dem Zweck, um von dem Ergebnis unserer Studien denen, die nach Teilnahme an derselben verlangen, mitzuteilen!“

„Man möchte wünschen, diese Anschauung wäre eine allgemein verbreitete!“ sprach Katharina mit tieferem Atemzuge, und ein eigentümlich dunkler Glanz ging in ihren herrlichen Augen auf. „Aber jene Untugend, die Goethe der deutschen Gelehrsamkeit so bitter anrechnet, daß sie die Wissenschaft unzugänglich zu machen verstehe, haftet ihr leider noch heute an, und bescheidener unzüftlicher Wissenstrieb geht meist nur mit einem dürftigen Almosen von ihrer Schwelle!“

„Die Anklage ist hart,“ erwiderte Dr. Harwyn mit erstem Lächeln, „doch hoffentlich in ihrer Allgemeinheit ebenso wenig mehr zutreffend, wie jene, daß der deutsche Gelehrte seine Gedanken nicht anders als ‚in zwei Bänden‘ zu entwickeln vermöge. Immerhin aber enthält sie Antrieb genug für jeden, der sich jener Societät angehörig fühlt, an sich selbst den Gegenbeweis zu führen. Und so, gnädiges Fräulein, werde ich Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir durch Ihre Fragen dazu Gelegenheit geben wollen.“

„Wenn Sie wüßten, was Sie sich damit aufbürden, gelehrter Herr Doktor,“ warf hier der Landschaftsrat lächelnd ein, „ich glaube, Sie würden vorsichtiger sein! Katharinas Frage dürfte sich ebenso groß als ihr Wissenshunger: beide schwer zu befriedigen!“

„Das Fräulein sieht nicht aus, als heste sie ihre Wißbegier an Nichtiges,“ sprach der Gelehrte ruhig und wendete sich wieder voll dem jungen Mädchen zu. „Ich bin zu Ihrer Verfügung, mein Fräulein.“

Katharina hatte von der Zwischenrede keine Notiz genommen; ihre gedankenvollen Augen waren wie in sich selbst gefehrt, und so begann sie nun auch, wie aus dem Innersten heraus, ihre Fragen zu stellen: über Natur und Charakter des Volkes, dem das große, noch in seinen Trümmern ehrfürchtig gebietende Kunstwerk entstammte; über Veranlassung des letzteren; über Zeit und Ortschaft der Aufstellung; über die Künstler selbst und deren etwaige sonstige Werke — alles in kurzgefaßter, klar bewußter Weise, und rief nicht weniger klar und prägnant geformte, aus der Fülle eines reichen Wissens geschöpfte Antworten seitens des jungen Gelehrten hervor. Eine belebte Unterhaltung entspann sich ungekünstelt aus dieser Rede und Widerrede und zog fast sämtliche Mitglieder der kleinen Gesellschaft in ihre Kreise. Denn die Art und Weise wie Dr. Harwyn, immer mit wenig Worten doch höchst lebensvoll, die Formung des pergamenischen Reiches, die zu seiner Behauptung geführten Kriege, seine Beziehungen zum



### Das Weintantchen.

Von Oscar Justinus.

römischen Weltreich und die amtliche testamentarische Vererbung des Landes an Rom schilderte, weckte auch in den Männern lebhaftes Interesse, und die Bemerkungen, die der Landchaftsrat vom staatsmännischen, der Generalstabsoffizier vom militärischen Standpunkte aus einwarfen, übten wieder auf den Erklärenden, der zu seiner Überraschung inne wurde, ein wie angeregtes und verständnisvolles Auditorium ihm gegenüberstand, einen anfeuernden und vertiefenden Einfluß aus. Selbst der blasierte Kammergerichtsassessor nahm Gelegenheit, an das einzigartige Testament des Königs Attalus III einige juristische Bemerkungen zu knüpfen, und Fräulein Fanny empfing auf ihre aus der Töchterchule mitgebrachte bescheidene Wissensnotiz, „daß in Pergamon ja bekanntlich das nügliche Pergament erfunden sei“, eine zwar berichtende aber durchaus anerkennende Erwiderung, die ihr zu weiterer Beteiligung an dem Gespräche guten Mut machte. Ja so glücklich und allen zugänglich war die Führung der Unterhaltung, daß sie sogar dem etwas gebeugten „Kunstgelehrten“ Dr. Panzer die Möglichkeit gönnte, sich durch geschickte Einschlebung einer zwar etwas apokryphen aber interessanten Kunstanekdote einigermaßen wieder zu rehabilitieren, ein Umstand, der auch den Zuhörern die peinliche Rückerinnerung an die dem Kunstschwäger erteilte harte Reprimande in etwas milderte.

Zimmer angeregter und fruchtreicher wurde unter solchen Einwirkungen das Gespräch. Dr. Harwyn, mehr und mehr erwarmend, schilderte seine Eindrücke beim Besuch des pittoresken Thales, das einst von den Nachbanten der alten Attaliden Residenz erfüllt und von mächtiger Akropole überragt war, zog aus seinem Notizbuch einen kleinen selbstgefertigten Situationsplan hervor und zeigte endlich seinen kostbarsten Schatz, eine Rekonstruktions-Skizze des Großen Altars, die er, als Ergebnis angestrengten und eindringenden Fleißes, in den letzten Wochen hergestellt hatte, den daliegenden Trümmerstücken neues und erhöhtes Interesse verleihend.

„Das nenne ich eine Kunstbelehrung, wie sie sein soll!“ sprach endlich der Landchaftsrat, die lange betrachtete Skizze zurückgebend und die Empfindungen aller zum Ausdruck bringend. „Nun erst wird mir ganz klar, was diese kostbaren Sammlungen wirken könnten, wenn den Besuchern der Museen immer ein hilfreicher Interpret von Ihrer wissenschaftlichen Dignität und außerordentlichen Darstellungsgabe in Bereitschaft stände! Könnte der Staat dem Volke das noch gewähren, der Wert dieser herrlichen Museen für unser Kulturleben stiege ins Hundertfache!“

Die übrigen Herren sprachen sich in ähnlich anerkennender Weise aus, und Fräulein Fanny, die gleichfalls das Bedürfnis empfand, ihrem Dankgefühl Ausdruck zu schaffen, ermutigte, an die letzte Äußerung des Onkels anknüpfend, denselben, in seiner Eigenschaft als Abgeordneter beim Finanzminister unverzüglich dahin zu wirken, daß zunächst Herr Dr. Harwyn mit einem entsprechenden Gehalt (sie schlug unmaßgeblich 20 000 Mark Jahrgeld vor) zu diesem Behufe am Museum angestellt werde: eine Anregung, die bedauerlicherweise von den Versammelten nicht nach ihrem vollen Werte gewürdigt wurde, ja — um es offen heraus zu sagen — vielmehr nur einen „Lacherfolg“ erzielte.

Als sie sich, entrüstet darüber, im Kreise umsah und das niedliche Näschen rümpfte, rief ihr Katharina schelmisch Trost zu, eingehüllt in Shakespeares Worte:

„Du bist nicht die Erste,  
Die Gutes wollend, dulden mußte Schlimmes!“

und besänftigte damit ihr empörtes Gefühl. Mittlerweile war es die höchste Zeit geworden, zum lange verschobenen Diner nach Hause zu eilen, und so trennte man sich von der so rasch erworbenen wertvollen Bekanntschaft unter wiederholten Ausdrücken wärmsten Dankes für den unvergleichlichen Genuß, den man ihm schuldig geworden. Die Herren tauschten unter einander die Hoffnung aus, sich einmal wieder zu begegnen, die beiden jungen Damen spendeten ihren anmutigsten Knix, und so trennte man sich in allseitiger Befriedigung. An der Ausgangstür des Asyrischen Saales gönnte sich Fräulein Fanny einen Rückblick nach dem stattlichen Manne, der ihnen eine Stunde mit so reichem Geistesinhalt gefüllt hatte, und sah ihn — zu ihrem unbegrenzten Erstaunen — schon wieder zwischen den Skulptur-Fragmenten beschäftigt, das Notizbuch in der Hand, als sei nichts vorgefallen, was auch nur einer Minute müßigen Nachsinnens Wert habe.

„Ich bitt' dich, Käthe,“ flüsterte sie ihrer gedankenvoll dahinschreitenden Cousine zu; „da liegt der seltsame Mensch schon wieder mitten zwischen den Steinen, als gäbe es keine solche Dinge wie Speise und Trank. Ob er wohl gar keinen Hunger auf sein Mittagessen hat?“

„Ihn hungert nach Wissen und Erkenntnis!“ erwiderte Katharina ruhig, und ein sinnender Blick streifte auf einen Moment die gebeugte Gestalt des Gelehrten. Dann fiel die Thür zwischen ihnen zu.

(Fortsetzung folgt.)

### Veritas.

Was lockt mich denn in diesen Zügen?  
Was ängstet mich, Medusen gleich?  
Ertrag' ich solches Selbstgenügen,  
So übermenschlich hehr und reich?

Dir gilt es gleich, ob sie dich hassen,  
Und ihre Furcht erfreut dich kaum;  
Den Liebeschwur hörst du gelassen,  
Den dir der Knabe schwört im Traum.

Wer rühmte sich, daß er dich kenne  
Und deine süße Heimlichkeit?  
Du blickst mich an, und ob ich brenne  
Vor Scham, nicht lieb ist dir's, nicht leid.

Und fängen sie zu deinem Preise  
Des Salomonis Hofes Lieb,  
Den stolzen Nacken wendst du leise:  
„Belüget eure Sulamith!“

Xanthippus.

Wir hatten uns in Vinz auf Kügen kennen gelernt, ein bißchen Freundschaft geschlossen, und mein lange zugesagter Besuch ließ sich in diesem Jahre so recht bequem am Schlusse einer Sommerreise ausführen. Ich erschien eines späten Nachmittags unangemeldet vor der Thür meiner Seebadfreunde. Auf mein Klingeln öffnete sich diese sofort, und es bot sich ein Bild, das mir genau so überraschend war, wie mein unerwartetes Erscheinen den anderen. Es stand nämlich die ganze Familie, Papa, Mama, zwei Töchter, ein Sohn und ein Wops, zum Ausgehen bereit, und zwölf Augen betrachteten mich mit einem ebenso erstaunten wie ärgerlichen Ausdruck, der in Worte übertragen etwa sagte: muß der gerade jetzt stören kommen! Im nächsten Augenblick aber hatte mich der Hausvater erkannt, umarmt und zweimal im Kreise umgedreht. „Willkommen, lieber Freund,“ waren seine herzlichen Worte, als er wieder zu Atem kam: „aber wir haben keine Sekunde zu verlieren. Kommen Sie mit zur Bahn, aber gleich! Wir erwarten das Weintantchen.“

Das Weintantchen? Ich hatte ihren Namen noch niemals nennen hören, und die Kinder, die mich nun erst wieder erkannten, ergöhten sich auf dem gemeinsamen Wege höchlich an meinen Vermutungen über die Entstehung dieses sonderbaren Namens. Ich hatte einmal eine sehr liebe Uhr Großmutter besessen, die eigentlich nur Großmutter schlechthin war, aber diesen Uhr-Vorsatz der schönen Sitte verdankte, ihren Enkeln bei jeder passenden Gelegenheit eine Uhr zu beschenken. So leitete ich auch das Weintantchen von der Gabe des Bacchus ab. Denn wenn ich auch wirklich auf die richtige Etymologie der Wörter gekommen wäre, so müßte mich doch die Lustigkeit der ganzen Familie, die sich anscheinend von der thränenreichen Dame ein besonderes Feiertagsvergnügen versprach, sowie ihre Erscheinung selbst eines besseren belehren. Es war eine kleine runde, ganz in schwarze Glanzseide gekleidete Dame mit einem frischen rotwangigen Gesicht, einem beweglichen Doppellinn und zwei fröhlich funkelnden Augen. Hätte ich für Seelenfreude und herzliches Lachen eine allegorische Figur konstruieren sollen, sie hätte genau so aussehen müssen wie — das Weintantchen.

Die gastfreundliche Familie hatte, wie ich vorausgesehen, mein Gepäck aus dem Hotel holen lassen, und ich sah mich ohne Widerrede in ein Logizimmer einquartiert, neben mir das alte Fräulein, mit welchem ich bereits auf sehr gemüthlichem Fuße stand und bezüglich deren ich nunmehr schlüssig darüber geworden war, daß man sie wie Lucus a non laendo Weintantchen getauft hatte, weil wie ein sterbliches Auge sie weinen gesehen hatte. Nun, ich sollte bald eines besseren belehrt werden.

Als nämlich nach lustigem Geplauder und fröhlichem Abendbrot alles sich in seine Quartiere zurückzog und ich mich ein wenig in meinem Kabinett orientierte, hörte ich plötzlich im Nebenzimmer ein unterdrücktes Schluchzen. Ich horchte auf: da, noch einmal, noch einmal. Es war keine Täuschung. War Fräulein Theresie etwas zugestoßen? War das der Anfall einer Krankheit? Gleichviel, hier gab es vielleicht zu helfen, mindestens durfte ich mir, das fühlte ich, an bloßen Vermutungen nicht genügen lassen. Ich klopfte also erst schüchtern, dann vernehmlicher an, drückte endlich, da ich keine Antwort bekam, die Klinke nieder und stand jetzt direkt vor meiner Nachbarin, die, ein offenes Photographiealbum auf den Knien, ein Taschentuch in der Rechten, komisch erstaunt zu mir emporschaute. Sie setzte, unter Thränen lächelnd, meiner Entschuldigung die ihrige entgegen und zog mich neben sich auf einen Stuhl nieder. „Leichensteine — nichts als Leichensteine!“ sprach sie, mit traurigem Achselzucken auf die Bilder des Albums deutend, „wie der Pflanze im Herbst die Blätter, so gehen dem alternden Menschen die Lieben aus, die ihm das Leben wert machen.“ Aber so lange ihm das Herz jung bleibt, erwirbt er wieder neue, erwiderte ich tröstend. Sie nahm meine Rechte, die sich in ihrer großen weichen Hand wie in einem wohlgepolsterten Sopha verlor, blickte mir wehmütig lächelnd tief in die Augen und sprach: „Ich danke Ihnen, junger Mann, für den wohlgemeinten Trost, aber er ist zu schwach für mein Herz: das Verlorene kehrt nicht wieder.“ Und nun begann Tantchen eine Generalrevue über das ganze Register, bei welcher sich übrigens herausstellte, daß der größte Teil der Abgebildeten sich noch bei bestem Wohlbefinden befand, daß sie aber auch alle diejenigen als Tote beweinte, welche ihr durch räumliche Entfernung und Verschlebung der Verhältnisse entfremdet waren. „Warum müssen denn die Menschen auseinandergehen? warum kann nicht, was sich lieb hat, immer und ewig beisammen bleiben?“ sprach sie, und aus den beiden treuen Augen der warmherzigen Dame, die ich längst aller Wasserresourcen beraubt glaubte, wurden von neuem zwei Gießbäche, deren Wasserhahn die Ufer überflutete. Unter solchen Ergüssen ging es Blatt für Blatt vorwärts. Wir hielten so ungefähr erst in der Mitte des Albums, als die Schwarzwälder Uhr Mitternacht verkündete. Das Fräulein erschraf und verabschiedete mich mit herzlichem Danke dafür, daß ich ihr so andächtig zugehört hatte. Sie bat mich noch lächelnd, den Ihrigen nichts von dieser sentimentaln Scene zu verraten: sie wisse ganz gut, daß diese sich darüber lustig machten, aber sie darum nicht weniger liebten. Es komme eben manchmal so über sie — bei diesen Worten erstickten wieder neue Thränen ihre Stimme — „und nun gehen Sie und lachen Sie mich auch aus; und Sie werden hinterher recht gut schlafen. Die Jugend hat einmal kein Verständnis für solche Gefühle.“

Damit war ich in meinem Zimmer und kurze Zeit darauf in meinem Bett. Die eben entrollten Lebensbilder zogen noch einmal vor meinem Auge vorüber — es war mir, als hätte ich ein Jfländisches Nährstück mit angesehen oder miterlebt. Ich entdeckte, daß auch meine Augen feucht geworden waren, dann schlief ich ein — recht gut, wie mir das aus einer empfindsameren Zeit in unsre Tage wie ein irratischer Vloch hineinragende Fräulein solches prophezeit hatte.

Ich schlief recht lange. In den Morgenstunden, während deren ich im Kampfe zwischen Wachen und Schlafen lag, glaubte ich wieder den Ton ihrer Rede, und dazwischen zwei andere mir fremde Mädchenstimmen zu hören, die eine sich senfende Tendenz trugen und Pauzen machten, während deren schwere Atemzüge und unterdrücktes Schluchzen bemerkbar herüberdrangen. Die Erinnerung an diese im Halbschlaf gemachte Wahrnehmung wurde wieder wach, als einige Stunden später das Dienstmädchen um die Erlaubnis bat, mein Zimmer auf-

räumen zu dürfen und mir ihre verweinten Augen aufzudecken! Nun ist es vielleicht nicht ganz ziemlich, sich in dem Hause des Gastgebers nach den Thränen des Dienstmädchens zu erkundigen: darin bin ich aber Gemütsmensch — ich thue es doch, namentlich, wenn das Dienstmädchen hübsch ist. Und da erfuhr ich denn, daß das Weintantchen sie und die Kollegin im frühen Morgengrauen nach ihrem Zimmer gebeten und ihnen dort so recht ins Herz geredet habe. Sie hatten nämlich wegen Überlastung mit Arbeit ihre Demission eingereicht gehabt. Aber das Fräulein hatte ihnen die hilflose und tausend Gefährdungen preisgegebene Stellung eines obdachlosen Mädchens so rührend geschildert und die Hilfslosigkeit der Familie, wenn sie diese jetzt im Stiche lassen wollten, in so erbarmungsvollen Zügen dargestellt, ihre eigene Undankbarkeit ihnen so dringlich zu Gemüte geführt, daß sie nach einem gemeinsamen Thränenbad beschlossen hatten, ihre Entlassung zurückzuziehen. Nun mußte ich ungefähr, woher Weintantchen ihren Namen hatte und paßte fortan nur auf den nächsten Ausbruch.

Der ließ allerdings lange auf sich warten und alle Gelegenheiten zu einem solchen gingen unbenutzt vorüber. Für den Herrn Professor wurde nämlich eben eine reiche Einbesetzung zu seinem Geburtstage hergerichtet, an der sich auch Fräulein Theresie lebhaft beteiligte, und in dieser fröhlichen Geschäftigkeit und Überraschungsvorfrenude schien letztere vollständig eine andere geworden zu sein. Keine trippelte schneller umher, keine hatte lustigere Einfälle, übermütigere Bescherungsversuchen, als das Weintantchen. Als der Erwartete in der Mittagsstunde von der Forstakademie zurückkam, empfing sie ihn an der Tete der ganzen Familie mit einem witzsprühenden Spruch. Sie war mit den Alten kordial, mit den Jungen kindisch und hatte durch ihre Ausgelassenheit die Stimmung auf den Gipfel gebracht, als plötzlich eine Pause eintrat. Als ich aufschaute, sah ich sie hinter einer Gardine am Fenster stehend in zärtlicher wehmütiger Umhüllung mit der Schwester und dem Schwager. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ein bißchen meine Ohren zu spitzen: was der Hörcher an der Wand vernehmen konnte, war nicht seine eigene, sondern die Schande aller menschlichen Einrichtungen. — „Ist das nun recht und billig, daß, während wir hier in Übermut und Überfluß uns gegenseitig erfreuen“ — sie rieb während dessen die Hände der Angesprochenen wie Brotkrumen in den ihrigen und ihre Augen hatten sich wieder gefeuchtet — „daß Millionen mit demselben Anrecht an das Glück in Dachstübchen und Kellerwohnungen mit der Sorge, mit Hunger, Frost, Krankheit und Schande ringen und zitternd vor neuen Schrecken der kommenden Stunde entgegenstarren.“ Sie war nun einmal im Zuge und auf ihre Zunge traten nun so erschütternde Worte über Familienelend, die offenbar alle tief empfunden waren, daß ich unwillkürlich in das Schluchztrio hinter der Gardine mit einstimmen mußte und, meine Indiskretion bekennend, zudringlich bat, mich der Bierte im Bunde sein zu lassen, der sich da eben zur Linderung der Not eines verarmten Hauses weiche und thränenvoll konstituiert hatte. Es folgte nun eine lange ruhrende Unterhaltung à quatre, worauf der Himmel sich wieder lichtete und die alte Heiterkeit glänzend zurückkehrte.

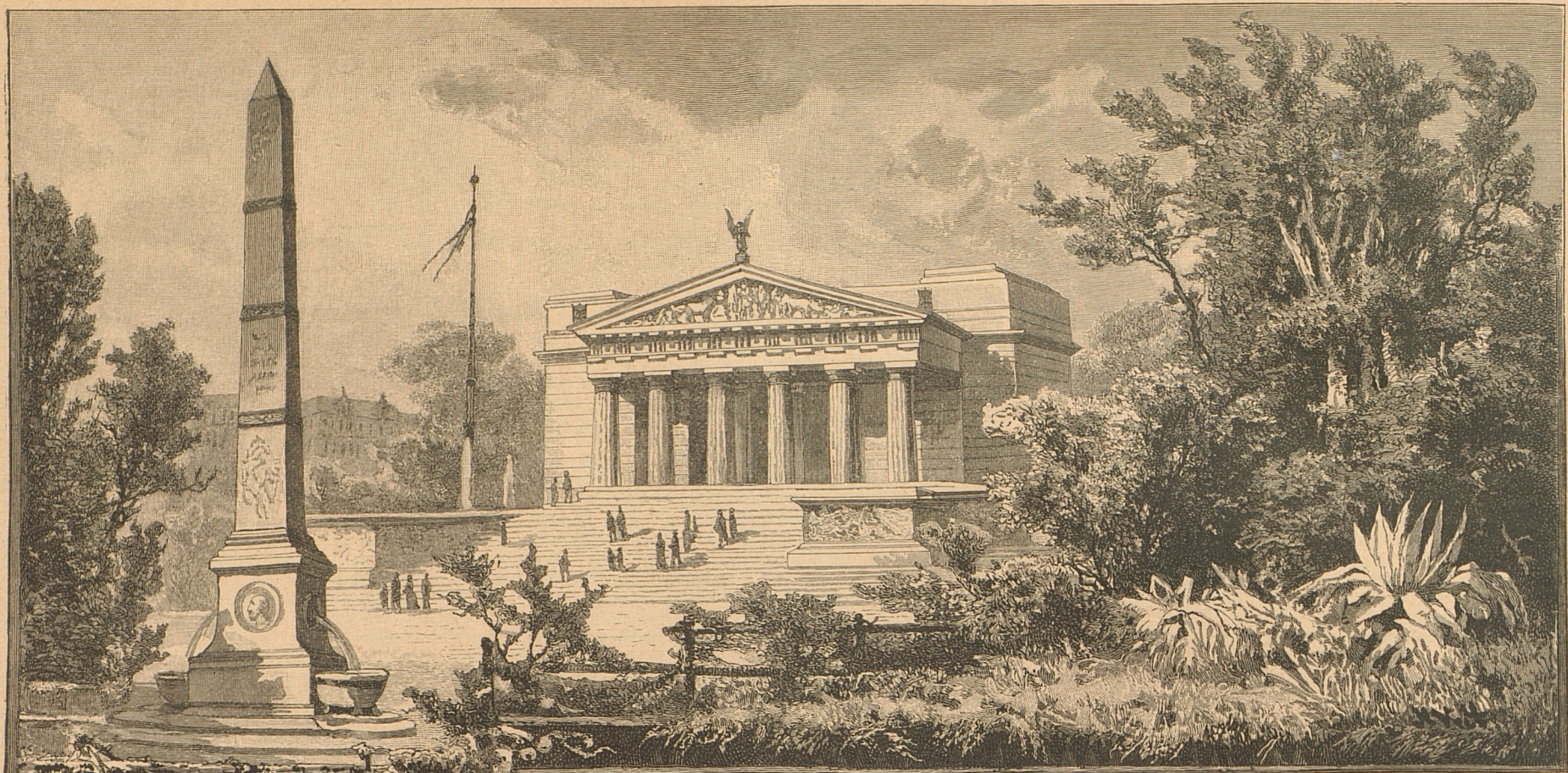
Im Laufe des Nachmittags nahm aber die gute Tante sämtliche Kinder, Verwandte und Freunde der Familie einzeln in das Nebenzimmer, welches von diesem Gebrauche den Namen „Weinstube“ erhalten hatte, und diese wurden dann, nach einer halben Stunde, wieder sichtbar, mit geröteten Augen, aber aus heller Seele lächelnd, wie etwa nach einer glücklich bestandenen Operation. Mit jedem hatte sie einen Herzensbezug: so gesund war keiner, daß er nicht etwas zu gesehen, zu klagen gehabt und eine wonneriesende Empfindung gespürt hätte, sein Herz an einem warmblütig mitfühlenden Busen auszugießen. Abends ward ein Tänzchen improvisiert und Wirte und Gäste waren bis zur Ausgelassenheit lustig, als der Bräutigam der Ältesten, ein baumlanger Mensch mit langem Spitzbart, schmerzlich vermüht wurde. Angstlich gluckende Töne, die plötzlich aus irgend einer Himmelsgegend in den Saal drangen, trieben die Festgenossen auseinander, bis die vor Furcht halb gelähmte Braut den Gefuchten hinter der halbgeöffneten Thür auf dem Balkon im Tete à tete mit der Tante fand. Trozdem der Himmel klar und voller Sterne, war seine Liebesfloger feucht, als hätte er unter strömendem Regen gestanden: Weintantchen hatte ihm das Gefühl der Verantwortung für das unschuldsvolle Wesen, welches er aus dem warmen Neste des Elternhauses zu rauben im Begriffe sei, so ängstlich dringend zu Gemüte geführt, daß er sich wie ein reißendes Tier vorgekommen, das in den Frieden eines Schafstalles bricht, und er hatte ihr, unter einem Thränenregen, bei der Scheibe des Mondes schwören müssen, seine zukünftige Frau Zeit seines Lebens auf den Händen zu tragen.

Am anderen Morgen reisten Fräulein Theresie und ich von dem gleichen Bahnhof, aber mit verschiedenen Zügen fort. Am das Coupée der ersteren hatte sich ein reiches Komitat versammelt: der Waggon hob sich wie eine Insel aus dem Ocean der Thränen, und Weintantchen zerdrückte noch vom Fenster aus verschiedene Hände. Sie entschuldigte sich, daß sie ein so hygroscopischer Körper sei, und als sie unter lebhaften Lächeln und Hüteschwanken verschwunden, war es, als wenn „die wasserziehende Sonne“ Abschied genommen hätte. Aber der Sonne gleich sie in der That mit ihrer Herzenswärme und mit ihrem Leuchten in alle dunkeln Kammern der Gemüter. Man gestand mir, daß man ihren Besuch stets als das schönste Feiertagsvergnügen betrachte, daß man nach ihren Thränenergüssen förmlich schmachte, wie die sonnenverbrannte Landschaft nach dem erfrischenden Gewitterregen.

Und in der That: alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen, und Polykrates wirft, weil ihm vor seinem Glücke graut, den kostbaren Ring in das Meer. Man steht die Wolke und den Abend herbei, weil nach dem Regen und der Nacht der Sonnenschein doppelt erquickend ist. Auch die Seele bedarf von Zeit zu Zeit eines Dampfbades: dieser läßt sich durch das Donnerwort einer Predigt, jener durch die geheimnisvollen Schauer einer Tragödie, eines Romans durchrieseln, der Dritte steigt in die Tiefen menschlichen Elendes hinab. Ich selbst, wenn es mir einmal so recht erschütterungsbegehrlich zu Mute ist, brauche nur die Zaubersformel zu murmeln: „Komm herab, Madonna Theresia!“ die mich niemals im Stiche läßt. Da schaut mich das tiefe durchdringende Auge von Weintantchen an, und „vom Himmel strömt's in Thränenbächen, mehr als die Erde fassen kann.“ Man glaubt nicht wie das erfüllt! Probatum est! —

— E n d e . —





Die Fäkularfeier der akademischen Kunstausstellung zu Berlin.

Von Ludwig Ziemssen. — Mit Original-Zeichnungen von Hugo Veit.



II.

em Besucher der Ausstellung erschließt sich, noch ehe sein Fuß die kunstgeschmückten Räume des Glaspalastes betreten hat, von der Höhe der großen Treppe am Hauptportal aus ein köstlicher Ausblick. Zu seinen Füßen breitet sich tief unten ein herrlicher Gartengrund, ausgestattet mit geschmackvoll hergestellten, von sorgfamer Pflege in üppigstem Blumenschmuck gehaltenen Beeten, tiefgrünen Rasenplätzen und duffenden, meist erotischen Gebüschpartien, von deren lebendigem Hintergrunde sich glänzende Skulpturwerke wirksam abheben. Blügend steigt aus üppiger Blumenfülle „des Springquells flüssige Säule“ hoch auf, rauschend stürzt sich in zahlreichen Kaskaden ein lebendiger Bach zur Tiefe nieder; ein üppiger Kranz pflanztaflich schöner Wasserpflanzen säumt reizvoll das weite Becken, in dem sich die schäumenden Wellen verlieren.

Sinnend wandelt der Besucher, die Besichtigung des Ausstellungsgebäudes mit seinen Schätzen an Gemälden und Skulpturen für jetzt noch hinauschiebend, auf den breiten Kieswegen des Gartens dahin, um sich in den schönen Umgebungen des Glaspalastes zunächst zu orientieren. Gibt es hier doch auch des Schönen und Reizvollen die Fülle. Da erhebt sich vor ihm aus prangender Vegetation eine kolossale Bronze-Gruppe von mächtiger Wirkung: Johannes Puhls „Perseus“, das abgeschlagene Haupt der Medusa in der Rechten schwingend; da stockt, wenige Schritte weiter, sein Fuß vor einem riesigen Reiter-Standbilde: es ist Rudolf Siemering's grandiose Washington-Statue, für Philadelphia bestimmt, vor ihrer Einschiffung noch einmal Bewunderung weckend für des Künstlers hohe schöpferische Begabung. Beides grandiose Werke, von deren Betrachtung der kunstliebende Besucher sich nur zaudernd trennt!

Unter kühn gespanntem Bogen der Stadtbahn schreitet der Kunstfreund weiter und gelangt zur Linken in jenen Teil der Anlagen, der früher vorherrschend der physischen Erquickung gewidmet, neuerdings Werke der Kunst in sich einschließt, wie sie schöner und interessanter Berlin bisher nicht geschaut: ein Komplex von Architektur-Schöpfungen, die einerseits zu der Glanzzeit antiker Kunst, andererseits zu der glorreichsten Epoche des neuen deutschen Reiches in engerster und schönster Beziehung stehen.

Auf hoher Terrasse, von dunklem Grün stimmungsvoll umgeben, winkt dem Wanderer von weitem schon ein alt-ägyptischer Tempel, in den architektonischen Grundmotiven seiner äußeren Gestalt den Kenner ägyptischer Kunst an den schönen alten Tempel von Denderah gemahnend, zwischen ruhenden Sphingen gigantischer Art schreitet der Besucher dem von Säulen und Pfeilern flankierten Eingange zu, staunenden Blickes die von Hohlgeschnittenen Relieffdarstellungen durchaus bedeckten Umfassungsmauern und turmartigen Pylonen musternd.

Den Eintretenden empfängt eine halbdunkle Tempelhalle und in ihr, unter blauer gestirnter Decke majestätisch thronend, das Riesenstandbild des Königs Ramses. Schauer der Bergangenheit überrieseln den Besucher vor diesem Bilde voll starrer Größe und Unnahbarkeit. Ausgänge zur rechten und linken Hand führen in einen zweiten Tempelraum, eine weite halbdunkle Säulenhalle: den Eintretenden erwartet ein Anblick von blendender Schönheit. Die dunkle Südwand öffnet sich zu riesigen Grotten, aus denen fünf farben- und gestaltenreiche Dioramenbilder, wunderbar beleuchtet, hervortreten: bedeutendste Momente aus der Geschichte der modernen Afrika-Forschung wie der deutschen Kolonial-Aktion lebensvoll versinnlichend.

Das erste Bild stellt uns einen in Henry M. Stanleys berühmtem Werke „Der schwarze Erdtheil“ geschilderten Vorgang unmittelbar vor Augen: Stanley hat auf seiner Entdeckungsfahrt, behufs Erforschung des Congolaaues, die gefährlichen Stromschnellen desselben ungangen und ist im Begriff in den über Land transportierten Böten die Fahrt fortzusetzen. Ein gewaltiges Naturbild eröffnet sich an dieser Stelle ihm und dem Beschauer des Dioramas: in den aus den letzten Stromschnellen hervorbrausenden Congo stürzen sich von turmhohen Ufergebirgen in Süd und Ost und West drei tosende, wogengewaltige Ströme herab und treiben in rasenden Wirbeln ihre schäumenden Wogen an dem einsamen Felte vorüber, in welchem der große Forschungsreisende, ganz in Betrachtung der aufregenden Scene verfunken, dasitzt: ein Bild voll ergreifender Wirkung auf Auge und Gemüt!

Das zweite Dioramenbild ist dem Andenken Gustav Nachtigals gewidmet, jenes hochverdienten, für die Wissenschaft beklagenswert früh entschlafenen Forschers, dem wir die wichtigsten Aufschlüsse über Topographie und Ethnographie der Länder Tibesti, Borgu und Wadai verdanken. Die eingefargte Leiche desselben steht an Deck des Kanonenbootes „Möwe“ und wird eben unter ernster Feierlichkeit zur Einschiffung nach dem nahen Festlande bei Kap Palmas fertig gemacht.

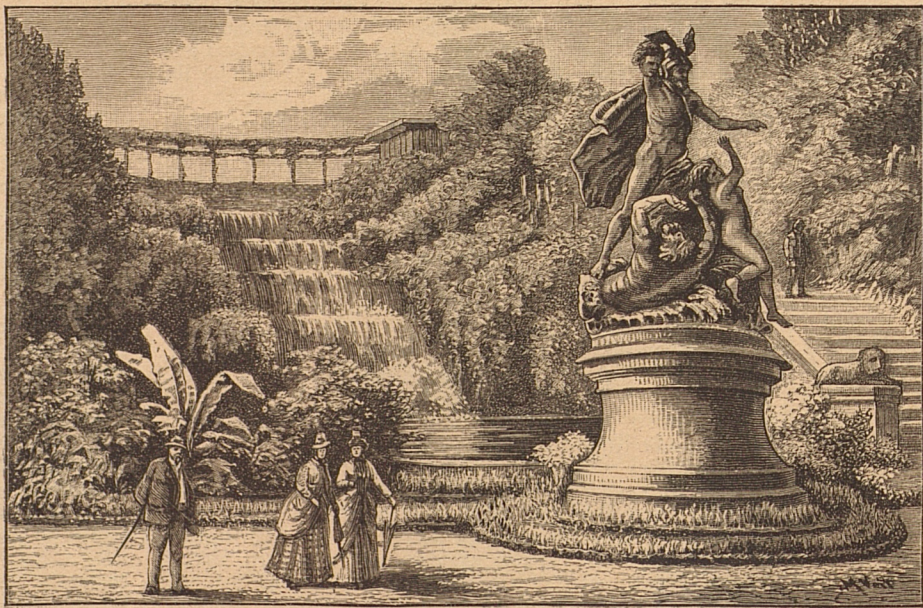
Das dritte Bild macht den Beschauer zum Zeugen einer großartigen tropischen Jagdszene. Die auf einer Afrika-expedition begriffenen Forscher von Francois, Müller und Wisemann stießen am 7. Juli 1885 auf eine gewaltige, aus elf großen Elephanten bestehende, den Kassaiuß durchwatende Herde und nahmen erfolgreich den Kampf mit diesen riesigen Tieren auf. Nur vier von ihnen entgingen den tödtlichen Kugeln der kühnen Jäger. Eine höchst charakteristische Landschaft bildet den Hintergrund zu dieser denkwürdigen Scene.

Auf dem vierten Bilde schließt der Vorsitzende der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft, Dr. Peters, einen Gebietsvertrag mit dem Sultan von Nguru unter der feierlichen Förmlichkeit einer Blutsbruderschaft ab.

Das fünfte Bild endlich vergegenwärtigt uns in höchst anschaulicher Weise die Flottendemonstration des deutschen Reiches vor Sansibar, durch die der Sultan zu reichhaltiger Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft über das Kilima-Ndscharo-Gebiet genötigt wurde. Alle fünf Bilder sollen den Verdiensten der deutschen Forschung in Afrika glänzende Anerkennung und führen den Beschauer daneben in wohlthuernder, patriotisch anregender Weise die weithinreichende Macht wie den die ganze Erde umspannenden Interessentkreis des deutschen Reiches zu Gemüt.

In gehobener Empfindung verläßt der Besucher den Ramses-Tempel. Von der hochgelegenen Terrasse überblickt er abermals ein reiches Landschaftsbild, das er voll stolzen Behagens auf sich wirken läßt. In den breiten Wegen des schönen Parkes, unter den dichten Bäumen, die das buchtenreiche Ufer des kleinen Sees umsäumen, wogt eine angeregte Menschenmenge, die nach vielen Tausenden zählt; über ihre Häupter hin saust auf der Stadtbahn Zug auf Zug, die rastlose Thätigkeit, das unermüdete Streben der Gegenwart trefflich symbolisierend; zur Rechten ragt die Kuppel des Landesausstellungs-Palastes kühn in die Luft, eine Welt von Kunstschätzen überwölbend und schirmend; zur Linken aber steigt eine hohe Spitzsäule, den Ruhm des glorreichen deutschen Kaisers aller Welt verkündend, stolz empor und deckt den Weg zu einer zweiten Tempelterrasse, von der aus in lichter Schönheit ein griechisches Heiligtum den kunstliebenden Besucher des Gartens unwiderstehlich lockt. Es ist die trefflich rekonstruierte Ost-Fassade jenes heiligsten aller Festempel Griechenlands, in dessen vom Apheos durchflossenen Weichbezirk in jedem fünften Jahre, am ersten Vollmond nach der Sommerjonnenuende, ganz Hellas sich versammelte, um in festlichen Spielen und hochheiligen Opfern dem Vater der Götter und Menschen, Zeus Olympios, seine Ehren darzubringen.

Auch für uns Deutsche ist jener dem Altertum heilige Bezirk von wehevoller Zauber umflossen; hier hat sich ein halbes Jahrzehnt lang deutsche Wissenschaft und deutscher Fleiß abgemühet, der Erde abzurufen, was sie seit vielen Jahrhunderten an Kunstschätzen eifersüchtig verborgen gehalten, und hat eine Tiefe und Fülle der Erkenntnis hellenischen Lebens erschlossen, wie solche bis dahin von der Forschung für unerreichbar erachtet worden war. Nun ragt der wiederhergestellte



Die Perseusgruppe. Von Johannes Puhl. (Bronzegruppe.)



Tempel vor uns auf, in der vollen Majestät edelster Verhältnisse, und sein Siebelfeld zielt in getreuer Nachbildung die nach vielen Mühen entdeckte Kolossal-Gruppe, ein Werk des genialen Thraciens Paonios!

Nicht ohne tiefe Bewegung steigt der Kunstfreund und deutsche Patriot die gewaltige Treppe zum Tempel empor. Wird er doch schon auf den ersten Stufen an eine zweite Großthat deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Energie gemahnt: der ganze Unterbau, auf dessen Plattform sich der Tempel erhebt, ist eine getreue Nachbildung des vorderen Teils jenes mächtigen Unterbaues, auf dem sich zu Pergamon der „Große Altar“ des Zeus erhob, geziert mit jenem grandiosen Hochrelief-Fries, dessen Entdeckung und Erwerb wir der spürbaren Thatkraft Karl Humanns verdanken, und dessen restaurierte Kopieen hier den Treppentritten einen unvergleichlichen Schmuck verleihen.

Wie bei dem ägyptischen Heiligtum ist auch im Tempel des Olympischen Zeus das Innere modernen Zwecken bestimmt. Es enthält ein großartiges Halpanorama der Stadt wie der Burg von Pergamon, jener glänzenden Residenz der kunstsinigen und prachtliebenden Attaliden, unweit der Westküste von Kleinasien, nördlich von Smyrna gelegen, auf deren Burgberge vor nunmehr zwanzig Jahren die ersten Reliefsbrüche des Großen Altars entdeckt und dem Museum zu Berlin von Karl Humann übergeben wurden. Durch die aus der Vorhalle nach rechts und links führenden Seitengänge betritt der Besucher dunkle Räume, in denen er vorstreichend plötzlich zu einer lichten Halle gelangt, deren eine Langseite sich zu einer wunderbar herrlichen Aussicht auf die im goldenen Glanz abendlicher Sommer Sonnenbeleuchtung daliegende Stadt geöffnet hat: ein Anblick von geradezu überwältigender Schönheit!

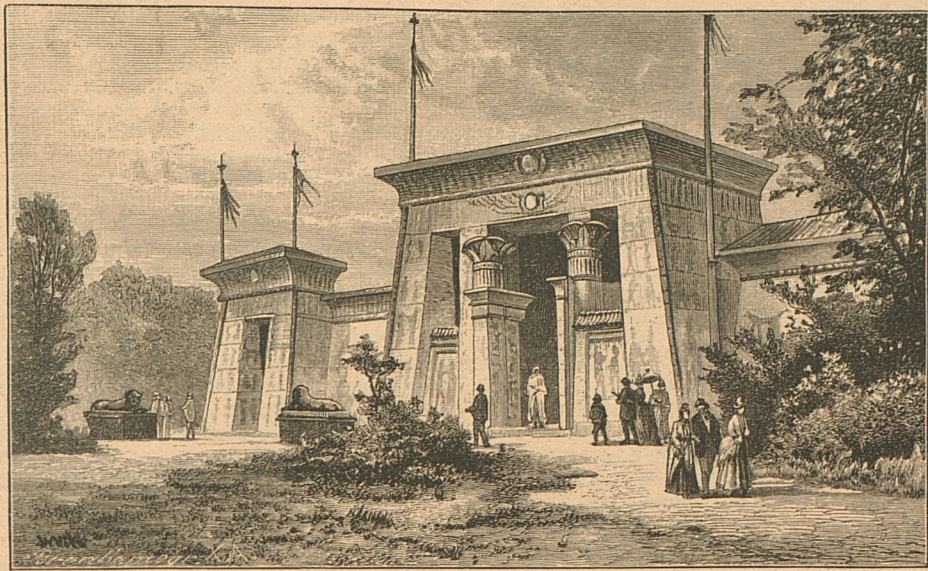
Nie ist die Rekonstruktion einer antiken Stadt in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit in gleicher Vollendung durchgeführt, wie hier durch die Meisterhände der Maler Kips und Koch geschaffen! Eine Welt von Heiligtümern, Palästen, Theatern, Landhäusern, Altären, Bildsäulen breitet sich vor den staunenden Blicken des Beschauers aus, füllt die reiche, von hohen Gebirgen umschlossene, vom Raikos durchströmte Ebene, überdeckt, das Auge fast verwirrend, einen weitgestreckten, zum Herrscheritz für ein kriegerisches Königsgelecht wie von der Natur selbst geschaffenen Berggründen.

Der suchende Blick des Beschauers hat bald die Stätte gefunden, an die sich zur Zeit das größte Interesse der Kunstfreunde heftet. Unterhalb der ragenden Burg ruht sich ein doppelter Marktplatz zur Ebene ab: der obere Markt, die Agora für Versammlungen und Staatsopfer, und der untere, dem Handel und Verkehr bestimmt. Auf der oberen Terrasse trifft das Auge alsbald den von König Eumenes angelegten großartigen Altar des Zeus, von Ehrenstatuen und Denkmälern aller Art in weitem Kreise umgeben. Die Beziehung zu den Hochreliefs an der Treppentreppe, die der Besucher eben noch staunenden Blickes gemustert hat, giebt dem Anblick von deren Herkunftsstätte inmitten einer Stadt voll festlichen Lebens und Regens etwas wahrhaft Frappierendes! Wir sagen „festlichen Lebens“; denn die Künstler haben für ihre Darstellung der Attaliden-Residenz einen Vorgang aus dem politischen Leben Pergamons um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christo gewählt, der der schönen Stadt ein besonders glanzvolles Gepräge verleiht. Die Abgesandten des Landes sind, wie alljährlich, zur Beratung über das Gemeinwohl zusammengetreten, und ein feierliches Opfer am Großen Altar leitet die bedeutungsvolle Staatsaktion ein. Der Festzug bewegt sich eben anscheinend die Thalstraße des Selinos aufwärts, vorbei an kunstvollen Grabdenkmälern, vorbei auch an dem Landhause eines reichen Römers im Vordergrund, von dessen Terrasse anscheinend der Beschauer (zugleich mit der Familie und den Freunden des Hauses) dem festlichen Treiben auf Straßen und Plätzen zuschaut. Dunkle Cypressen, wogende Pinien und die ganze Fülle reichster Vegetation, wie sie der fruchtbaren Raikos-Ebene eigen war, erhöhen den imponierenden Eindruck des Vorganges. Auch die Theater haben Festschmuck angelegt; ein rotes Belarium deckt die Loggia des römischen Statthalters von Pergamon; die ganze Umgebung des Theaters scheint von einer stutenden Menschenmenge belebt. Und über das Alles hin breitet sich strahlender Glanz ein lichter Himmel aus, der Natur und Menschenwert, und das rege Treiben auf Märkten, Plätzen und Straßen mit sattem, rötlich-goldigem Schimmer übergießt und zur Schönheit verkärt!

Nur widerstrebend reißt sich der Kunstfreund endlich von dem unvergleichlichen Anblick los; wie er dann hinaustritt auf die Plattform des Tempelunterbaues und wieder hinablickt auf das festliche Treiben in den Gartengründen zu seinen Füßen; wie sein Ohr die Klänge kriegerischer Festlicher Musik trifft und sein Auge dem regen Spiel luftbewegter Flaggen und Wimpel folgt, da verschwimmen fast Vergangenheit und Gegenwart in einander. Das eben erschaute festliche Treiben in den Straßen der Attalidenstadt scheint sich in den Gartenwegen des Ausstellungsparkes, auf den Stufen der Tempel, um den Fuß des Obeliskens, unter Pinien und Cypressen fortzusetzen; den Besucher drängt es, in diesen Menschenstrom sich einzumischen, sich von ihm

führen und tragen zu lassen. Wohin geht's nun? Vielleicht auch zu einem Heiligtum, zur Teilnahme an einer feierlichen Opferhandlung! Doch nein! das ist kein Tempel, an dessen Schwelle der Menschenstrom anbrannt; es ist die viel gepriesene und viel frequentierte Künstlerneipe „Zum klassischen Dreieck“, eine Osteria italiischen Stiles, nicht unähnlich dem Albergo Don Pagano zu Capri, auf dessen Dache einst ein deutscher Dichter, sinnend auf- und niederwandelnd, sein schönstes Gedicht erfand: den „Trompeter von Säckingen“.

Hier ist's gut sein, und der von geistigen Genüssen, von Schauen und Hören überfüllte Geist beginnt darauf zu denken, wie auch dem ermüdeten Körper Labung zu schaffen sei.



Altägyptischer Tempel.

Dafür ist denn auch von der Verwaltung dieses gemütlichen Künstlerheims bestens gesorgt. Aber „nachdem die Begierde nach Trank und Speise gestillt ist,“ wird der Besucher mit erfrischten Sinnen von der Beschaffenheit seiner Umgebung genaue Kenntnis nehmen und zu seinem Behagen bemerken, daß auch innerhalb dieser engen Räume, die nach dem witzigen Worte eines Architekten „aus dem erweiterten Begriff einer Erdhöhle“ konstruiert worden sind, die Kunst Anziehendes und Ergötzliches in Fülle spendet hat. Oberhalb eines ziemlich hoch hinaufgehenden Holzpaneels sind die drei Innenwände und was Thür- und Fensterebenen von der Außenwand übrig lassen, von bunten Gemälden, abwechselnd mit gelegentlichen Skulpturen, durchaus bedeckt, Offenbarungen exzentrischen Künstlerhumors, wie sie köstlicher und erquicklicher kaum gedacht werden können. Wohin das Auge des Besuchers wandert, und wandab schweift, trifft es auf Bildungen von überwältigender Komik. Wer enthielt sich eines herzlichen Lachens, wenn er gleich rechts vom Eingange an der Quervand des Hauptraumes das große Gemälde von Julius Jacob „Malchen von Malwitz beim Studienmalen auf Capri“ erblickt! Ganz im Vordergrund, ja so sehr im Vordergrund, daß die Nordseite ihres Körpers nicht mehr im Wilde Platz hat, sondern als wirkliche, aus Wollentoff konstruierte „Tournure“ aus demselben hervorbauht, sieht dem Beschauer abgewendet eine ältliche, starke, blaubebrillte Dame, ganz vertieft in die Aufgabe, die unter dem Namen der „Faraglioni“ bekannten isolierten, hoch aus dem Meer aufragenden Klippen bei Capri „nach der Natur“ aufzunehmen und mit Farbe und Pinsel scheinlich wiederzugeben. Sonnenschirm, Malkasten, Tuben und Fläschchen lehnen zu schöner Zueinanderwirkung von Malerei und körperlicher Wirklichkeit höchst real neben ihr auf dem Paneelrand, im Schatten der weitvorquellenden Tournure.

Oberhalb dieses köstlichen Bildes dehnt sich, sehr effektiv, ein grandioses Gemälde „der Skat des Todes“ aus, von Fries, Rummelspacher und Souday mit vereinten Kräften und vereinter toller Laune hergestellt: eine Statgesellschaft im hohen Norden, die bei intensiver Aufmerksamkeit auf die Wechselfälle des interessanten Spieles vom Schneesturm der-

maßen überschüttet worden ist, daß nur noch ein Kopf, die volle Flasche zum letzten Trunk an den Lippen, eine Hand, mit siegender Geberde den „Wenzel“ ausspielend, außerdem ein paar Beine, ein Hausschlüssel und eine Schachtel Schwedischer Streichhölzer sichtbar sind, während Raben über den Schauplatz tobender Spielwut melancholisch dahinschweben.

Diesen beiden köstlichen Bildern gegenüber, an der östlichen Schmalwand, ergötzt den Beschauer ein Hochrelief voll tollster Laune: Bocksfüßige Faune, in zwei Parteien geteilt, streiten sich um den Eigentumsanspruch auf einen straff gefüllten Weinschlauch und zerren denselben in wahrhaft beängstigender Weise um den vorspringenden Wandpfeiler herum. Nicht weit davon spielt und singt ein arabischer „Hoffänger“ vor einem Erker, den liebliche Amoretten zum Wohnitz für sich erkoren zu haben scheinen, ein Ständchen ab; wer nach dem Text desselben begierig ist, erfährt aus beifolgender „arabischer“ Unterschrift, daß es das schöne sinnige Lied ist: „Mutter, der Mann mit dem Coats ist da“. Das reizende Bild ist von Bossart und Wiegmann gemalt — ein wahres Rabinetsstück von glänzendem Humor und virtuoser Technik.

Dem Eingange nahe erscheint auf idealem Gerüst, einer Farbenpalette, schwebend ein von A. v. Heyden gemalter Dekorationskünstler in malerischer Thätigkeit und eben bemüht, dem grauen Himmel mit strahlendem „Pinkerisblau“ aufzuhelfen; etwas weiter ist der alte Diogenes in seiner Tonne mit wahrhaft erschütternder Komik dargestellt, wie er, der Wassertrinker von Profession, nachdenklich am Spundloch riedt und die schmerzlich-wohlthuende Wahrnehmung macht, daß der Inhalt der Tonne aus Wein bestanden habe. Der Maler dieses gedankenvollen Bildes ist Katsch.

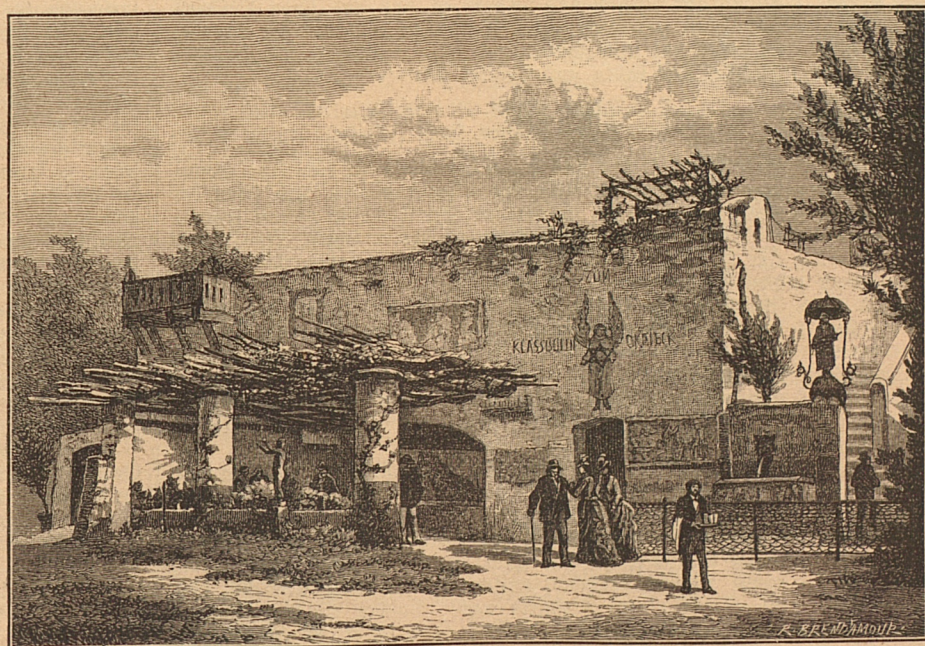
Den unteren Teil derselben Wandfläche nimmt eine lebensvolle Parforce-Jagd von Hallay ein: Damen, Jagdjunker und Kavaliere in roten Fracks saufen über die Heide dahin und kommen dabei dem Beschauer so nahe, daß auch hier, wie bei Malchen von Malwitz, wichtige Toilettenstücke, wie blaue Damenschleier, rothe Reitfracks, metallene Jagdhörner im Bilde nicht mehr Platz finden, sondern in natura aus der Fläche heraushängen, eine Anordnung von außerordentlicher Wirkung!

Auf der dem Eingange gegenüberliegenden Hauptwand des größeren Raumes hat Anton v. Werner eine Bignette aus der illustrierten Ausgabe von Scheffels „Trompeter von Säckingen“, Margarethes Kutscher in der römischen Osteria darstellend, im Großen ausgeführt, das Bild mit natürlichen Festons umfaßt und darüber Flasche und Trompete, von Lorbeerreisern umschlochten, als Krönung des Gemäldes arrangiert. Der Kater Hiddigegei steht wie in sinniger Betrachtung der Trophäe verloren davor. Das Bild wahr, von der Hand des Freundes stimmungsvoll gemalt, die Beziehung des Künstlerheims zu jenem Albergo Pagano auf Capri, das für seinen Aufbau die Grundform hergeliehen und als Geburtsstätte des „Trompeters“ und Lieblingsaufenthalt des jüngst verstorbenen Dichters allen künstlerisch gestimmten Seelen wert und teuer ist.

Sitz- und herschweifend zwischen der Überfülle von gemalten Ausbrüchen übermühter Kneiplaune trifft das Auge des Besuchers bald hier bald da noch äußerst ergötzliche, neckische, graziose Darstellungen: ein riesenhaftes Tambourin, dessen zerlissenes Kalbfell Raum läßt für einen hindurchlugenden allerliebsten Mädchenkopf; einen Gorilla, als Vater der Menschheit, von schwärmenden Bacchantinnen und Faunen feierlich bekränzt; einen Maler im Kostüm des 17. Jahrhunderts mit seinem weiblichen Modell, ein Bild voll graziöser Humors. Darunter ein anderer Maler, der zum Klange eines Tambourin mit einer capresischen Frau die Tarantella tanzt und dabei mit den Füßen in seinen auf dem Erdboden stehenden geöffneten Farbenkasten gerät. — Eine höchst reizvolle capresische Landschaft von Flickert schließt sich den eben genannten humoristischen Malereien von Döpler und Louis erfreulich an. Nicht unerwähnt mag endlich bleiben eine hochkomische Schilberei von Boese, die beiden Erbauer des Albergo, Baumeister Tiede und Maler Ehrentraut an der Stätte ihrer Thaten humoristisch verewigend: die waderen, von künstlerischer Anstrengung erschöpften Meister fühlen das Bedürfnis, ihrem Genius neue Stärkung zuzuführen, und erquicken zu dem Zweck ihren stark mitgenommenen Pegasus mit einer „großen Weißen“.

Gemüß der Musterung von all den künstlerischen Schätzen, die in der gemütlichen Kneipe „zum klassischen Dreieck“ den Wänden anvertraut sind; sie nach Vollzahl und vollem Wert zu würdigen, dürfte ein kleines Buch nötig machen. Der Beschauer läßt sich daher für das erste Mal auch an der Betrachtung der hervorragendsten Bilder genügen, ergötzt sich in dem grün überdachten Vorplatz an den höchst drolligen Reliefs, die der Außenwand des Hauses eingefügt, Vorgänge des modernen Künstlerlebens in den Formen der Antike burlesk karikieren, und wendet sich der Freitreppe zu, die sich an der Außenwand der Osteria hinaufzieht und auf dem freien Dache des Hauses mündet. Hier sitzen und, von leichtem Zeltdach gegen die Strahlen der Juni Sonne geschützt, die von fern her tönenden süßen Weisen „zum Ohre schlüpfen lassen“, während man die reichen künstlerischen Eindrücke des Tages noch einmal im Geiste mustert, ist der köstlichste Abschluß eines schönen — wunderbar schönen Tages!

(Artikel III folgt.)



Osteria „zum klassischen Dreieck“.



## Erfahrungen.

**F**rau Werner sah wieder einmal recht trübselig an ihrem Schreibtisch; sie hatte ihre Rechnungsbücher vor sich liegen, stützte ihr blondes Köpfchen auf die Hand und sann und sann. Wo sollte das hinaus? Von Monat zu Monat ging es tiefer bergab mit ihrer Kasse; immer mehr sammelten sich die unbezahlten Rechnungen, also Schulden an; immer weniger wußte sie sich zu helfen. Sie hatte jetzt, am 1. des Monats, wieder einmal ihr Wirtschaftsgeld von ihrem Manne bekommen, sollte damit einen Monat haushalten, aber auch längst verbrauchtes bezahlen. Sie sah heute schon, daß nach wenigen Tagen das meiste Geld fort sein würde. Ihr Mann konnte ihr nicht mehr geben. Sie schränkte sich nach ihrer Meinung aufs äußerste ein, kaufte nur billig und was sie notwendig gebrauchte. Noch waren die Kinder klein, sie wuchsen erst in die Ausgaben hinein. Wie traurig würde es erst weiter werden! Sie fand absolut keinen Ausweg und wollte eben alles, Bücher, Rechnungen und Geld einschließen um — dann morgen weiter blind in den Tag hineinzuleben: da klingelte es.

Ihr war der Gedanke an Besuch unerträglich und sie wollte eben dem Mädchen zurufen: Niemand annehmen! als sie die Stimme der Köchin erkannte. Die kam ihr recht, die verehrte sie herzlich, die hatte ihr Vertrauen. „Nun mein liebes kleines Frauchen, wie schaut es aus? Wir haben etwas trübe Augen, dazu eiskalte Hände und hochrote Backen, und nun gar Thränen?“ Die brachen unter diesen Worten, die mit dem freundlichsten Gesicht gesprochen wurden, unaufhaltsam aus den Augen der jüngeren Frau hervor; ehe sie es selbst wollte, hatte sie der Köchin ihren ganzen Kummer und alle ihre Verlegenheiten geflagt.

„Das ist schlimm, mein Kind! Ich begreife, wie bedrückt Sie sich fühlen. Wir wollen einmal überlegen und Rat halten; oder noch besser, ich erzähle Ihnen etwas aus meinem Leben, vielleicht ist Ihnen das nützlich. Auch ich sah einst sorgenbedrückt vor ungelösten Rätseln. Gott führte mich in meiner Schwiegermutter einen rettenden Engel zu. Zuerst mußte ich ihr beichten; sie gab dann von ihrem kleinen Vermögen mir opferwillig so viel, daß ich damit unsere sämtlichen Schulden tilgen konnte. Gott Lob! daß ich ihr habe das Darlehen zurückerstatten können. Sie sagte: zuerst muß alles glatt und klar werden! Nur auf einem reinen Tische läßt es sich rein arbeiten. Als sie mich von den Schulden frei gemacht hatte, lehrte sie mich Hände und Füße munter rühren und die Augen recht offen haben im Hause. Sie litt kein Träumen und keine nutzlosen Arbeiten. Ein ganz neues Leben begann.“

Zunächst mußte ich früh aufstehen, das wurde mir sauer genug. Aber bald spürte ich den Segen davon an unsern Kindern; während sonst die Johanne die Kleinen unfreundlich geweckt, sie widerwillig angezogen hatte, und die armen Dinger, wenn ihre Eltern noch tief in den Federn lagen, hinaus und zur Schule mußten, ohne daß ein „Behüt dich Gott!“ aus Vater- oder Muttermund ihnen das Geleit gab, standen sie jetzt fröhlich auf. Sie sahen viel schmucker aus, seitdem ich ihren Anzug musterte und die Nachlässigkeiten des Dienstmädchens rügte. Sie kamen in der Schule besser fort, seitdem ich darauf sah, daß sie pünktlich hingingen und nichts vergaßen. Seit ich mit den Kindern so fröhlich beim Kaffeetisch war, erschien auch bald mein lieber Ehemann früher als bis dahin an demselben. Die Morgenröthe schien fortan auf ein freundliches Familienbild. Waren die Kinder fort, so fand ich Zeit, mit meinem Mann dies und das zu besprechen, oder mir die Arbeit des Tages zu überlegen und einzuteilen. Meine Mägde mußten, wohl oder übel, zeitiger mit der Morgenarbeit fertig werden, wenn wir früh aufstanden. Die Ofen kosteten viel weniger Brennmaterial, seitdem ich dafür sorgte, daß das Feuer geschürt und der Ofen zu rechter Zeit geschlossen wurde.

Der Vormittag war jetzt noch einmal so lang als früher, wo wir gegen neun Uhr aufstanden. Ohne Hast widelten sich die Haushaltungsgeschäfte ab, und mir blieb Zeit, bis zum Mittagessen mich fleißig mit der Nadel zu beschäftigen. Die Näherin, die bis jetzt allwöchentlich zwei Tage, zum steten Verdruß meines Mannes, bei uns beschäftigt worden war, konnte ich entbehren. Und damals, mein liebes Wernerchen, hatte man noch keine Nähmaschinen, da mußten die Finger um so flinker sein!

Kaufen durfte ich fortan nur was ich bar bezahlen konnte. Ich bekam daher bessere Waren. Daß ich überhaupt nur gut, nicht durchaus billig kaufen durfte, war meiner Schwiegermutter ernste Mahnung. Sie riet mir, nur die besten Lebensmittel, weil das die gesundensten, und nur haltbare Stoffe, weil das die vorteilhaftesten seien, zu nehmen. Bald überließ ich kaum einen Einkauf meinen Dienstknechten und sah den Vorteil davon sehr bald.

Früher hatte ich aus Unlust und weil ich meinte: es hilft ja nicht! aus kommt du ja doch nie! den Schlüssel zur Speisekammer ohne Bedenken meinen Leuten gelassen. Die Mama ermahnte mich: führe sie nicht in Verjuchung! Daß ich ihr auch hierin folgte, kam mir zu gute.

Wir machten zusammen meinen Etat. Reichte das Garde-robegeld nicht zu einem neuen Mantel für Trüdchen oder einem neuen Anzuge für Fritz, so mußte es eben noch ein Weichen ohne dieselben gehen. Wir wandten und änderten dann beide die alten Kleidungsstücke und hatten unsere Freude, wenn wir sie wieder brauchbar gemacht hatten. Solche Ausbesserungen bei einem Schneider machen zu lassen, wäre nicht lohnend gewesen, sie durfte, wenn sie nützlich sein sollte, nichts kosten. Die Kinder sahen in ihren, manchmal recht abgetragenen Sachen besser aus, als bis dahin, denn sie waren jetzt gesunder, rotbackiger und vergnügter. Das kam daher, daß ich in jeden Kochtopf sah und mit eigenen Händen hineinthat, was den Speisen nötig war — während bis dahin die Köchin mit den Vorräten geschaltet und gewaltet hatte, nicht zu unserm, sondern zum Nutzen ihrer eigenen Familie. Wir hatten jetzt kräftige Brühen, bessere Milch und saftigeren Braten, nur weil ich die Küche im Auge hatte und sorgsam beaufsichtigte.

Weil ich mich tüchtig in Küche und Keller tummelte, blieb mir weniger Zeit für Geselligkeit. Liebe Freunde fanden aber immer herzliche Aufnahme bei uns, und wer es mochte, konnte stets bei uns einen Platz am Tische finden; wir machten jedoch keine Umstände. Ausging ich weniger, denn ich wollte nichts vernachlässigen. Meine Gesellschaftskleider, die früher viel Geld

gekostet hatten, verschwanden mehr und mehr aus meinem Schrank. Die Mama sagte: Kind, wer dich in deinem schlichten Kleide nicht gern sieht, der macht sich überhaupt nichts aus dir! Verjuche es in diesem Winter: ich glaube, daß du ganz gut mit deinem schwarzeidenen Kleide auskommst. Es ging sehr gut. Wunderbarer Weise amüsierte ich mich jetzt besser, als ehemals; das kam daher, daß mein Herz freier und leichter war, seitdem der Schneider und der Kaufmann, die Putzmacherin und der Milchmann, mir nicht ohne Aufhören wie Blei im Sinn lagen; und daß mit den langen Schleißen mir nicht unbezahlte Rechnungen nachrauschten und mich mit ihren Schreden verfolgten.

Bald war ich so weit, daß ich in den verschiedenen Kassen, die ich mir, der besseren Übersicht wegen, angelegt hatte, kleine Uberschüsse besaß.

Sonst war mir der Gedanke an einen nahenden Geburtstag oder das Weihnachtsfest geradezu beängstigend gewesen; jetzt freute ich mich zu solchen Festen, denn auch für sie gab es eine kleine Kasse, die sich von Monat zu Monat mehr füllen mußte, bis sie ihrem Zwecke gebietet hatte.

„Gieb deinen Kindern wenig Spielzeug; wenig macht ihnen mehr Freude als viel, denn sie wissen dann, worüber sie sich zu freuen haben. Kaufe für deinen Mann nur brauchbares und haltbares!“

Als ich ohne Geßel wirtschaftete, hatte ich nie etwas Gutes kaufen können und meine Zuflucht zu allerhand Krimskrams nehmen müssen, der kaum das Nachhaustragen wert gewesen war. Noch lagen und standen die verschiedenen Staubfänger bei uns herum, soweit sie nicht wegen ihrer leichten Zerbrechlichkeit im Müllkasten hinausgewandert waren. Fortan vernied ich sie und hielt auch die Kinder an, von ihrem kleinen Taschengeld, je nachdem sie es konnten, zusammenzulegen und sich untereinander mit dauernden Sachen zu beschenken, anstatt der Nippes aus dem Großbazar. So wurden wir allmählich zu geübten Menschen, die nicht ihre Zeit damit vertrödeln, daß sie allerhand Kleinigkeiten täglich bürfen und säubern müssen, weil sie sie eben haben. Es sah bei uns gediegener aus, nachdem wir uns nicht mehr mit solchem Zeug belasteten.

Als die Mama mir ein paar Jährchen beigegeben und ich mich hatte von ihrer lieben Hand leiten und anleiten lassen, verstand ich es: hauszuhalten und die Meinigen zu versorgen.

Mein Mann lebte förmlich auf. Aus einer zerstreuten, geängstigten, aufgeregten Frau war ich eine ruhige, besonnene und zufriedene geworden. Hatte mich doch vor kurzem noch jedes Klingeln der Hausglocke erschreckt, weil ich ihm bald das Mädchen folgen sah, die mir irgend welche quittierte Rechnung überbrachte, die ich zu bezahlen außer stande war. Ich war zu dieser Behaglichkeit nur dadurch gekommen, daß ich mich beschränken lernte; daß ich mich in meinem Handeln nicht leiten ließ von dem: ich will! sondern von dem: darf ich? Daß ich: beten und arbeiten lernte. Daß ich mich auf Gott verließ, an dessen Segen doch alles gelegen ist.

So, meine liebe Frau Werner, das war von mir genug gesprochen. Denken Sie ein bißchen nach und seien Sie unverzagt, aber fest und klug. Doch, noch eins: weiß denn Ihr Mann, wie es mit den Finanzen des Hauses steht? Nicht? Das ist der Hauptfehler. Fassen Sie sich ein Herz und sagen Sie ihm offen, wie sehr Sie der Schuh drückt. Wenn er kann, so wird er Ihnen helfen, jedenfalls mit Ihnen auf Abhilfe sinnen. Offenheit und Vertrauen vor allem in der Ehe! Aus den Heimlichkeiten erwächst nichts Gutes, liebes Kind. Also: Kopf oben! Und nun anfangen.“

Die prächtige Frau ging. Sie ist in ihrem Erdenleben vielen viel gewesen.

Frau Werner ging ihrem Manne mit Vertrauen entgegen; er war in der glücklichen Lage ihr helfen zu können und schob hinfort ihre Bücher, die sie ihm zur Kontrolle brachte, nicht unmutig zur Seite, sondern sah in ihnen ein Zeugnis ihrer Pflichttreue. Sie konnte nach Jahren an ihre mütterliche Freundin schreiben: „Wie dankbar gedenke ich fort und fort Ihrer und der Stunde, in der Sie mich lehrten, acht haben und mich den Verhältnissen anbequemen. Sie würden jetzt ihre Freude an uns haben. Mein Mann ist heiter, jung und unverändert in seinem Wesen, wenn auch sein Haar gebleicht ist. Ich fühle mich bei der vielen Anregung, die ich mir im Hause mache, frisch und wohltauf. Ich bin ein rechtes Hausmütterchen geworden und werde in allem, was dem Hause not und nützlich, von meiner Tochter kräftig unterstützt. Wir haben sie nicht das Examen als Lehrerin machen lassen, weil wir meinen, daß es einen Überfluß an weiblichen Lehrkräften, aber weniger wirkliche Stützen für Hausfrauen gibt; so kann sie sich nützlich machen, wenn es etwa einmal sein muß. Sie ist gesund und fröhlich und versteht es, uns und ihren Brüdern das Leben angenehm und behaglich zu machen. Die Abende, an denen wir miteinander lesen oder musizieren, sind wunderbarlich. Wir haben uns Goethes Wort:

Tages Arbeit, Abends Gäste!  
Saur Wochen, frohe Feste!

gemerkt und freuen uns die ganze Woche auf die lieben Sonntage, an denen wir stets alle zuhause bleiben und jeden bei uns gern sehen, der als Freund oder Freundin zu uns kommt.“

Ich habe meiner Tochter zu ihrem letzten Geburtstage eine Rolle geschenkt. Lächeln Sie nicht, verehrte Frau, über dies sonderbare Geburtstagsgeschenk; sie wünschte es sich, seitdem sie die Wäsche unter ihre spezielle Aufsicht genommen hat. Eine Wringmaschine macht uns schon längere Zeit die Arbeit mit derselben leicht, seitdem wir aber das neue Möbel im Hause haben, sind wir gut dran. Wir haben nun nicht nötig, unser Mädchen einen Nachmittag über „auf der Rolle“ schwagen zu lassen, sondern können mit ihrer Hilfe allein in kurzer Zeit alles Zeug glätten und gleichzeitig so zu richten, daß es zum Fortlegen fertig ist. Die Rolle nimmt wenig Raum ein und ließ sich in einer Schlafstube sehr gut platzieren; sie ist solide gearbeitet und kann kaum jemals reparaturbedürftig werden. Ich glaube, daß ich die 80 Mark, welche sie kostet, zu sehr guten Zinsen angelegt habe, denn meine Wirtschaftsbücher weisen eine jährliche Ausgabe von 20—24 Mark für Rollgeld nach. Sollten Sie die Bezugsquelle der Rolle wissen wollen, so teile ich sie Ihnen sehr gern mit.

Mich ärgerte seit lange der große Verbrauch von Brennmaterial für meinen Kochherd. In keiner Wohnung war ich

recht mit demselben zufrieden; überall gebrauchte ich meiner Meinung nach zuviel für dieselben. Seit Jahresfrist habe ich diesem Verdruß dadurch ein Ende gemacht, daß ich mir einen Grubeofen angeschafft habe. Ob ich mich mehr über den Besitz meiner Rolle oder den meines Grubeofens freue, weiß ich nicht. Jedenfalls aber ist letzterer mir ein Geld-, Zeit- und Arbeitsersparnis geworden. Sie wissen, daß mein Hausstand zur Zeit aus 10 Personen besteht; ich gebrauchte für den Grubeofen in 24 Stunden für 20—24 Pf. Brennmaterial. Da das Essen auf einem solchen Herde nie überkochen kann und die Speisen nicht der Gefahr des Anbrennens ausgesetzt sind, so hat mein Mädchen nicht nötig, unausgesetzt am Herde zu stehen, sondern Zeit zu mancher häuslichen Arbeit während der Vormittagsstunden. Wir haben unsere eisernen Kochtöpfe ganz fortthrown können und kochen in irndem Geschirr; wir finden, daß alles besser schmeckt, was in Steingut gekocht wird. Jedenfalls hat die Köchin mit dem Reinigen desselben weniger Mühe und wird mit dem Säubern der Küche seither viel früher fertig. Die Ofen sind noch wenig bekannt, verdienen aber ihrer Zweckmäßigkeit wegen die weiteste Verbreitung. Der meine kostet 85 Mark, nimmt wenig Raum ein und kann in jeder Küche placiert werden; er hat die Form einer kleinen Kommode. Der Name des Fabrikanten steht Ihnen gern zu Diensten, wenn er sie interessiert.

Könnte ich Sie doch nur wieder einmal bei mir sehen und Ihre liebe Hand drücken! Wissen Sie noch, wie verzagt ich war, als Sie mich unerfahrene Frau vor meinen Rechnungen überraschten? Klar und wahr ist jetzt alles zwischen meinem Mann und mir. Einfach und ohne Ansprüche haben wir unsere Kinder erzogen und sie sich beugen gelehrt vor der Notwendigkeit. Wir haben manchen lauern Tag gehabt, ehe sie so weit kamen, daß sie auch ohne uns mit dem Leben fertig werden könnten, wenn sie nicht höher hinauswollen, als ihre Verhältnisse das erlauben.

Schlicht und recht: so soll es bei uns bleiben. Dank Ihnen, daß Sie mir die Augen öffneten, als ich einem Abgrunde zueilte.“

U. Eneck.

## Die Eignung der Frau für den Amtsberuf.

**E**s giebt kaum einen Gegenstand, der so entschiedene Anhänger neben so unversöhnlichen Gegnern gefunden hat, als das Problem der Beteiligung der Frau an der allgemeinen Arbeitsorganisation der modernen Gesellschaft.

Die Frage der Eignung der Frau für den Amtsberuf bildet genau genommen nur einen Teil des vorerwähnten Problems, dessen Lösung in der Unteruchung wurzelt, ob die Frauen überhaupt berechtigt und bei ihren natürlichen Eigenschaften auch befähigt seien, einen bestimmten Beruf des praktischen geschäftlichen Lebens zu ergreifen und darin dem Manne ebenbürtig zur Seite zu treten.

Von ganz objektiven Gesichtspunkten ausgehend und einen gemeinsamen Punkt suchend, wo die Urteile und Meinungen der Verteidiger und Gegner der praktischen Frauenbeteiligung zusammentreffen, gelangt man zur Überzeugung, daß einzelne Beschäftigungsarten des praktischen Lebens die Mitwirkung der Frau absolut ausschließen, andere dagegen allerdings geeignet erscheinen, der Frau einen Platz neben dem Manne einzuräumen. Ein weiblicher Soldat, ein weiblicher Seemann, ein weiblicher Schmied oder Lastträger ist ein Unding — wir brauchen die Gründe hierfür nicht aufzuführen. Ist es hingegen etwas Abnormes, hinter dem Schalter einer Eisenbahn-Billettkasse, im Post- und Telegraphenbureau, hinter dem Pult eines Bankbureaus der Frau als Besorgerin der betreffenden Geschäftsmanipulationen zu begegnen? Kann derselben die Fähigkeit und Eignung für die Mitwirkung bei Industrien und Kunstgewerben, wo es nicht auf physische Kraft ankommt, abgesprochen werden? Wir nennen von den einschlägigen Gewerben nur jenes des Uhrmachers, des Handschuhmachers, Berggolders, Friseurs, Porzellanmalers, Goldschmiedes, Holzbildhauers, Graveurs, Buchbinders — es unterliegt doch keinem Zweifel, daß in allen diesen Fächern die Frauen wohl am Platze sein würden und darin auch vorzügliches leisten könnten.

Die im weiblichen Naturell liegende Genauigkeit und Accurateffe; die geradezu ängstliche Sorgfalt, welche die Frau allen übernommenen Aufgaben gegenüber bekundet; ihre Willfähigkeit, ihre Geduld und moralische Ausdauer; das ihr innewohnende Bestreben, Lob und Zufriedenheit zu ernten; die dem weiblichen Geschlechte eigene manuelle Geschicklichkeit und Fertigkeit; das schnelle Fassungsvermögen, sowie das Vermögen, sich den gegebenen Verhältnissen zu accommodieren — diese Eigenschaften lassen die Frau ohne Zweifel für viele geschäftliche Verrichtungen, auch für solche, die wir bisher gewohnt waren, ausschließlich vom Manne geleistet zu sehen, geeignet erscheinen. Eben durch diese Eigenschaften sind sie im hervorragenden Maße für den Beruf der Lehrerin und für den Amtsberuf prädestiniert. In letzterer Beziehung allerdings innerhalb gewisser Schranken. Denn dort, wo bestimmte Hoheitsrechte in einer Amtsperson zur Darstellung gelangen, wo die ganze persönliche Autorität dazu gehört, um diese Hoheitsrechte gebührend zu vertreten und überhaupt erfolgreich zu wirken, dort kann eine Frau den Mann unter keinen Umständen ersetzen. Hieraus folgt, daß nur gewisse Gattungen von Stellen und zumeist die unteren und mittleren im Amtsfache mit Erfolg und Vorteil an Frauen verkehren werden können.

Andere Berufsarten giebt es, welche der Frau aus dem Grunde immer verschlossen bleiben werden, weil entweder die Subjektivität des Weibes, seine Persönlichkeit es geradezu hiervon ausschließt oder weil diese Berufsarten ein Hinabsteigen in die dunkleren Tiefen der Menschennatur verlangen, wozu die reine und feine Frauennatur nicht befähigt erscheint. Wir nennen als hierher gehörig den richterlichen Beruf, der, wenigstens in deutschen Ländern, sicher niemals von Frauen ausgeübt werden wird, und nicht minder den Beruf des Arztes; letzterer dürfte mindestens nur mit Beschränkung, etwa auf Frauen- und Kinderkrankheiten, von Frauen mit Erfolg und zu eigener Befriedigung ausgeübt werden.



Bei Beurteilung der Frage der Frauenbetheiligung im geschäftlichen Leben darf der Standpunkt niemals außer acht gelassen werden, welchen die verdienende Frau selbst der An- gelegenheit gegenüber einnimmt und von dem aus beurteilt zu werden sie den Anspruch erhebt. Es darf nicht vergessen werden, daß es sich bei dem Bestreben, der Frau einen ent- sprechenden Raum in der Organisation der Arbeit zu schaffen, nicht darum handelt, die Verwendbarkeit derselben an sich zu erweitern, dem weiblichen Geschlechte schlechthin das Terrain des allgemeinen geschäftlichen Erwerbes zu öffnen, sondern daß es sich in der Hauptsache nur darum handelt, der Frau, welche genötigt ist, ihre Abhängigkeit vom Zufalle des Lebens zu vermindern, mit einem Worte, der versorgungsbedürftigen Frau die Möglichkeit zu verschaffen, solches in ehren- hafter Weise zu bewerkstelligen.

Dieser Standpunkt muß festgehalten werden. Mädchen und Frauen der besser situierten Gesellschaftsklassen, denen um ihre Zukunft nicht bange zu sein braucht, werden sich nur in den seltensten Fällen veranlaßt finden, sich einem geschäftlichen Berufe zuzuwenden. Höchstens ergeben sie sich, um ihre mühsigen Stunden auszufüllen oder aus Konvenienz gegen gerade herrschende Sitte und Modeeignung vornehmer Kreise, einer ins Geschäftliche schlagenden Vereinsthätigkeit. Ernsthaft und erwerbsmäßig werden sich immer nur diejenigen Mädchen und Frauen einem Geschäftsbetriebe widmen, welchen die Frage der Ergreifung eines praktischen Berufes als Existenzfrage er- scheint. Und wenn das Streben der Frau nach lohnender Arbeit, nach Erlangung eines Berufes nichts anderes ist als das Bemühen, sich seinen Unterhalt, seinen Platz im Leben zu sichern, wenn dieses Streben nichts anderes bedeutet als die Aufnahme des Kampfes ums Dasein — wer wäre berufen, dieses Recht der Frau zu mißgönnen, welche Gründe wären wichtig genug, um dieses Streben, wir wollen gar nicht sagen abfällig zu beurteilen, sondern nur dasjelbe nicht zu unterstützen?

Gegner der praktischen Frauenbetheiligung haben eben den letzteren Umstand, daß die Frau nur im Nothfalle und nicht aus angeborenem Verufe zum Erwerbe greift, als Vorwand genommen, um der beruflichen Frauennarbeit den eigent- lichen Wert, die innere Berechtigung überhaupt abzuspochen. Sie haben geltend gemacht, daß der Frau, die nicht aus Über- zeugung, sondern aus Nothwendigkeit einen Beruf ergreife, der erforderliche Ernst für denselben, die Erkenntnis seiner jeweiligen Bedeutung, die Zuneigung zu demselben mangle, was nicht zum Vortheile der übernommenen Aufgabe sei. Das eigent- liche Wesen des Berufstriebs sei, dem übernommenen Verufe um seiner selbst willen anzu gehören, und dieses eigent- liche Wesen könne in den Frauen, welche den Beruf nur not- gedungen ergreifen, niemals zur Geltung kommen. Gegen diese Anschauung, welche in der Theorie zum Teil richtig sein mag, sprechen die praktischen Erfahrungen. Fast in allen Zweigen, wo man die Frauenthätigkeit zugelassen, anerkennt man die Hingebung und den Eifer, welche die Frauen in der Erfüllung der ihnen zugewiesenen Aufgaben zeigen. Man betrachte nur das Wirken der Frau heutzutage im Lehrberufe. Wie groß ist das Feld, das sich ihnen in dieser Richtung erschlossen hat! Freilich der Beruf der Lehrerin ist gewisser- maßen auch nur ein subsidiärer Beruf. Wie zahlreiche Mädchen haben denselben, nachdem sie ihn ihrer Versicherung nach „aus innerstem Drange“ ergriffen, ohne einen Augenblick Bedenken aufzugeben, um dem viel lockenderen einer Braut und Gattin zu folgen! Aber mag diese Auffassung eines „Lebensberufes“ auch eine sehr legere und äußerliche sein — kann deshalb das günstige Wirken der Frau in betreff der Mädchenziehung in Abrede gestellt werden, ändert dies etwas an den thatsächlich erfreulichen Resultaten, welche in dieser Beziehung allerorts, wo man Frauen als Lehrerinnen verwendet hat, gemacht worden sind? Und andererseits — wie viele von den Beweg- gründen, welche auch den Mann bei der Wahl seines Berufes leiten, gehören der inneren Überzeugung des Betreffenden, seiner Liebe zum erkorenen Verufe an; wie viele davon sind nicht auf Rechnung der Lebensnotdurft zu setzen!

Es ist keine Frage, daß es nirgend einen schöneren Platz für die Frau giebt, als die Familie, wo sie als die Pflegerin der hehrsten und heiligsten Interessen, als Mittelpunkt der häuslichen Wohlfahrt erscheint. Aber sie wird diesen ihren eigentlichen Platz auch dann noch trefflich ausfüllen, wenn sie ihn etwa nur auf Stunden einnehmen kann; und jedenfalls genügt sie ihrer Bestimmung besser, wenn sie, falls es sein muß, einen Teil ihrer Kräfte daran wendet, das existenz- notwendige Einkommen des Hauses zu vermehren. Die Frau, welche dringende häusliche Pflichten zu erfüllen hat, wird einen Teil dieser Pflichten — man kann dessen gewiß sein — nur dann fremden Händen und Schultern überlassen, wenn sie eben verdienen muß. Und jedenfalls ist die Frau besser beraten, die einen Teil der Erziehung und Aufsicht über ihre Kinder verlässlichen anderen Personen überläßt und den Mitteln nachgeht, welche das leibliche und geistige Gedeihen der Kinder erheischt, als jene, welche ihre Kinder in tragem Hochmut oder aus verderblichem Vorurteil eher darben und verküm- mern läßt, als daß sie es über sich gewänne, sich täglich einige Stunden von denselben zu entfernen und das Notwen- dige herbeizuschaffen.

Eine ganz verkehrte Anschauung, die man aber häufig zu hören bekommt, ist es auch, daß das Ergreifen eines praktischen Berufes seitens der Frau eine Einbuße ihrer Weiblichkeit zur Folge haben müsse. Eine echte Frau wird von den Reizen ihrer Weiblichkeit durch erträgnisreiche Arbeit nichts einbüßen. Viel eher läßt sich erwarten, daß die Harmonie der Frauen- seele durch ihren Einfluß die Ausübung mancher Berufsart verfeinert und veredelt, zumindest verschönt. In jedem Falle wird das erhebende Bewußtsein der Selbständigkeit und Un- abhängigigkeit die Frau die Mühen der Arbeit vergessen lassen und ihren Stolz und ihren Mut bewahren helfen. Die Zu- friedenheit, welche aus der Erfüllung der Lebenspflichten für die Frau hervorgeht, wird auf alle guten Eigenschaften und Vorzüge in ihr fördernd zurückwirken und keine derselben in Gefahr bringen lassen.

Was die Eignung der Frau speziell für den Amtsberuf anbelangt, so könnte diese Frage in der Praxis eigentlich als längst entschieden bezeichnet werden, denn fast in allen Staaten Europas, nicht minder in Amerika sind weibliche Kräfte teils in öffentlichen Ämtern, teils in den Bureaux von Privat- unternehmungen angestellt und haben dort genügende Be- währung gezeigt.

(Schluß folgt.)

### Feine Küche.

Juli.

Lauch-Suppe (schottisch). — Salat von Hummer in Aspice. — Croustaden mit Ragout à la Toulouse. — Hecht im Mantel.

Lauch-Suppe (schottisch). 2 Kilo mageres Rindfleisch werden in dünne Scheiben geschnitten, dann nebst einem fetten Suppenhuhn mit 5 Litern Wasser, welches vorher gekocht wurde aber wieder erkaltete, bedeckt, zum Sieden gebracht. Nachdem man die Brühe sorgfältig abschäumt, giebt man Salz, einen Theelöffel voll weißen Pfeffer und von 20 Porreezwiebeln das Weiße derselben in Würfel geschnitten hinzu, worauf man die Brühe langsam 3 1/2 Stunden kochen läßt. Nach dieser Zeit fügt man die weiße Krume von 6 Semmeln und 4-6 hartgekochte Eigelbe hinzu und läßt das Ganze noch 1/2 Stunde kochen; ist das Huhn weich, so nimmt man es aus der Brühe, löst die Brust ab, entfernt die Haut von derselben, schneidet das Fleisch in kleine Filets, streut etwas geriebene Muskatnuß darüber und richtet die durchgeseigte Brühe darüber an.

Hummer-Salat. 1 großer oder 2 kleinere Hummer werden nach früherer Vorschrift gekocht, dann das Fleisch ohne die Stücke zu zerreißen herausgenommen, mit einer Prise Pfeffer und etwas Salz bestreut, mit etwas feinstem Proben- ceröl und dem Saft 1 Citrone oder 2 Eßlöffeln voll Estragon- essig betränfelt eine Stunde zur Seite gestellt. Auch gut- geschälter Spargel (1 Pfd.) wird in Stücke von 2 Ctm. Länge geschnitten und in Salzwasser gargekocht, ebenfalls ganz kleine geschlossene Champignons dämpft man in frischer Butter mit einem Stückchen Chalotte und etwas Citronenschale gar und läßt beides erkalten. Werden in dem Hummer Eier gefunden, so zerreibt man sie nebst der Hummerleber in einem Napf, fügt 4 hartgekochte Eidotter hinzu, streicht es durch ein Sieb und fügt nun unter Rühren 4 rohe Eidotter, 125 Gr. Pro- venceröl, dieses tropfenweise, Salz, 1 Theelöffel voll engl. Senf, den Saft einer Citrone, 1 Theelöffel voll Puderzucker und 2 Eßlöffel voll Estragoneffig hinzu. Schon Tags zuvor bereite man 1-2 Ränder von klarem Aspice, diese stürzt man auf Schüsseln, legt nach unten die kleineren Hummerstücke ab- wechselnd mit Spargel und Champignons, immer etwas von der Mayonnaise darüber träufelnd, obenauf legt man im Kranze die schön geschnittenen Scheiben des Hummerschwanzes. Kurz vor dem Anrichten legt man in die Mitte in Öl und Essig getauchte Gartentresse oder Salatherzchen.

Rand von Aspice. Schnell zu bereiten. Hat man recht klare Fleischbrühe vorrätig, so löst man 18-20 Tafeln Gela- tine (doch muß diese bester Qualität sein) in etwas von der Fleischbrühe auf, rührt diese in 1 Liter Fleischbrühe und fügt 1 Glas Rheinwein oder Madeira, auch Sherry, sowie etwas krytallisierte Citronensäure hinzu, rührt die Masse so lange auf dem Feuer, bis die Gelatine gut vermischt ist; je rascher desto besser, die Masse darf nicht kochen. Nun kostet man, fügt nach Geschmack noch etwas Salz oder Säure hinzu, gießt einige Tropfen der Brühe auf einen Porzellanteller und sieht nun bald, ob der Aspice klar, ob er fest genug oder zu fest ist. Ist er nicht klar, sieht man ihn durch ein Tuch, das aber nicht nach Seife riechen darf oder gestärkt ist, und je nach der Festigkeit setzt man etwas Gelatine oder Flüssigkeit vorsichtig hinzu. Hat man keine Fleischbrühe, so nehme man 1 Liter Wasser, in dem man Gewürz, Selleriesamen, in ein Lappchen gebunden, aufkocht, dann 1 1/2-2 Theelöffel voll Fleischextrakt und füge die anderen obigen Zuthaten hinzu, entferne, ehe man die Gelatine hinzu giebt, das Gewürz u. s. w. Nach früherer Vorschrift gieße man den Aspice in die Formen und lasse ihn vollständig erstarren und lege vor dem Stürzen ein durch recht heißes Wasser geringenes Tuch um die Form.

Croustaden mit Ragout à la Toulouse. Gut ge- reinigte Trüffel, eine Oberstufe voll, werden in runde Schei- ben geschnitten und in etwas Weißwein und Fleischbrühe, nebst Butter weich gedünstet, dann fest zugedeckt zur Seite gestellt; ebenso viel kleine geschlossene Champignons, Hahnen- kämme, auch 2 in kleine Scheiben geschnittene Stücke Kalbs- milch werden erst in Butter mit ein wenig abgeriebener Citronenschale, einem Stückchen feingeschnittener Chalotte etwas geschwitzt, dann giebt man wenig klare helle Fleischbrühe hinzu und dünstet sie weich. Auch kleine Klößchen von Kalbsfleisch oder Geflügelsauce (20-24 Stück) kocht man in der Brühe weich. In der Butter, die man von der Kalbsmilch u. s. w. abschöpfte, schwitz man 1 Eßlöffel voll Mehl hellgelb, giebt den Trüffelfond, sowie den der Kalbsmilch, Schwämme, Klöß- chen, sowie noch eine Oberstufe voll kräftige Fleischbrühe dazu, kocht die Sauce etwas ein, hebt sie durch 1 Gläschen Madeira und einige Tropfen Citronensaft, legiert sie mit 4-5 Eigelben, legt alle Zuthaten hinein und füllt das Ragout, sobald es recht heiß ist, in die beherartigen Croustaden, die man aus Blätterteig bereitete. Hat man keine Becherformen, so raspelt man von länglichen Milchbröckchen die Rinde ab, schneidet sie in der Mitte durch, entfernt die Spitzen von den Hälften, da- mit sie stehen können, nimmt die Krumen vorsichtig heraus, bäckt die Croustaden in Schmalz schön goldbraun und füllt das Ragout hinein.

Hecht im Mantel. Der gut gereinigte, geschuppte und gewaschene Fisch wird enthäutet, mit Salz, Pfeffer, Muskatnuß und etwas abgeriebener Citronenschale bestreut, mit 1/2 Liter Rheinwein und dem Saft einer Citrone übergossen, 2 Stengel Estragon, einige Salbei- und Petersilienblätter hinzugefügt, so läßt man ihn bis zum folgenden Tage stehen, doch da er auf beiden Seiten eine gleiche Zeit in der Marinade liegen muß, so wendet man den Hecht einigemal um. 1 Stunde vor dem Anrichten legt man den Fisch in eine Pfanne, seigt die Marinade durch ein Sieb; in 50 Gramm Butter schwitz man 75 Gramm Mehl, giebt 1/3 Liter von der Marinade, welche man mit 3 Eigelben verührte, dazu, kocht dies unter bestän- digem Rühren auf schwachem Feuer zu einer cremartigen Masse, streicht diese über den Fisch, bestreut ihn mit Panier- mehl, das man mit 2/3 geriebenem Parmesantäse mischte, legt 200 bis 250 Gramm Butter in die Pfanne, stellt diese in den Ofen und brät den Fisch unter fleißigem Begießen gar. Beim Anrichten auf erwärmt ovaler Schüssel träufelt man etwas Citronensaft oder Krebsbutter über den Fisch, verziert ihn mit Petersilie und Citronenscheiben und giebt eine weiße Sardellen- sauce dazu. Man giebt Salzkartoffeln zum Hecht.

(Schluß folgt.)

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Juli“.

Fig. 1. Promenadenkleid. Mit einem teils aus einfarbigem, teils aus gestreiftem Crèpe-Zephyr hergestellten, 110 Cent. hohen, 340 Cent. weiten, in Falten geordneten und am unteren Rande 8 Cent. breit umgefäumten Volant hat man den 220 Cent. weiten Rock aus Futterstoff überdeckt und denselben durch einen 160 Cent. breiten, 150 Cent. hohen, gerafften hinteren Garniturteil aus glattem Zephyr vervollständigt. Die mit einer doppelten Knopfreihe versehene Jackettaile aus einfarbigem Zephyr ist mit Westenteilen und Armel- revers von gestreiftem Zephyr verbunden, sowie hinten am Rücken- schoß mit Fächertheilen von letzterem Stoff garniert.

Hut aus durchbrochenem Strohgewebe mit Zephyr und Ahren- büscheln verziert.

Fig. 2. Promenadenkleid. Der 215 Cent. weite Rock aus rotem Taffet ist am unteren Rande mit einer 9 Cent. breiten, à plissé gefalteten Frisur von gleichem Stoff begrenzt und mit einem 370 Cent. weiten, 50 Cent. hohen Volant aus 27 Cent. breiter crème- farbener Schweizerstickerei und rotem satin merveilleux garniert; außerdem überdeckt den Rock auf den Vorder- und Seitenbahnen ein zweiter, in gleicher Weise hergestellter, 220 Cent. weiter Volant. Die in der Weise der Abbildung in Falten arrangierte Tunika aus Foulard (siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 1), ist am unteren Rande mit 13 Cent. breiter crème- farbener Schweizerstickerei begrenzt und mit Schlingen und Enden von 6 Cent. breitem, roten satin mer- veilleux-Band verziert. Aus Foulard hat man die vorn in Falten geordnete Taille her- gestellt, mit Westent- teilen, einem Kragen und Armelrevers von Sammet ausgestattet und an den Westent- teilen mit Knöpfen und Knopflöchern, an dem Kragen mit Haken und Ösen zum Schließen versehen; schmale Stickereistreifen und Schleißen vervollstän- digen die Taille.

Hut aus Sammet und Strohborten, mit Federn und Band garniert.



### Buntes Allerlei. Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 177 Seite 244.

Weiße. 1. T f 6 — e 6. Hier- durch tritt Zug- zwang ein.

Schwarze. 1. f 7 n. e 6 (— f 6 oder — f 5).

Weiße. 2. S c 5 n. e 6 (oder T e 6 — e 4 oder D g 8 — g 7) matt.

A. Weiße. 1. ...

Schwarze. 1. T d 8 beliebig.

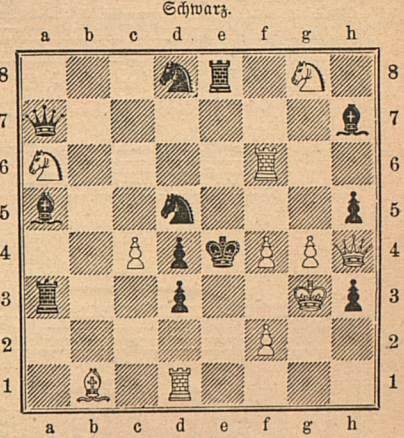
Weiße. 2. S a 7 — c 6 oder T e 6 — d 6 (— e 4) matt.

B. Weiße. 1. ...

Schwarze. 1. Beliebige anders.

Weiße. 2. D. T. S. oder d 2 n. e 3 (n. c 3) matt.

Aufgabe Nr. 179. Von Dr. G. Fano.



Weiße zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

### Schach- und Spielcorrespondenz.

Zur Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 60. Die genauere Lösung möge hier folgen: Setzt man den Anteil der Mutter = x, so ist der des Sohnes = x + x/2 = 3x/2, und der der Tochter = x/4.

Denn der Vater hat nur bestimmt, daß die Tochter den vierten Teil des Geldes der Mutter erhalten sollte. Es ergibt sich daher die Gleichung:

$$x + \frac{3x}{2} + \frac{x}{4} = 3256, \quad \frac{4x + 6x + x}{4} = 3256$$
$$11x = 4(3256), \quad x = 4(296),$$

die Mutter erhielt also 1184 L. St.  
der Sohn 1184 + 592 = 1776 „ „  
die Tochter  $\frac{1184}{4} = 296$  „ „

Summa = 3256 L. St.

Richtige Lösungen der Schach-Aufgaben erhalten von Fel. Caroline Landmann, Antonie Leuchling, Frieda Lumann, Martha v. Weber, Auguste Berthling, Herr Hermann Hopper, Carl Sander, M. Mertens (Nr. 173), Marie Fießer, Therese Sutrow, Babette Hamburger (Nr. 174), Frau Jabelle Opfisch, Marie Ahlberg, Eugenie Kinder, Herr Victor Richmann, Wilhelm Karlsburg (Nr. 174 und 175), Antonie Bergmann, Margarethe Duroi, Caro- line Baczniski (Nr. 174 und 176), Hermann Miller (Nr. 175).

### Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 63.

Unter drei Damen soll ein Geldbetrag in der Weise verteilt werden, daß Auguste die Hälfte und einen Halber mehr, Bertha die Hälfte des Restes und wiederum einen Halber mehr, Antonie aber die Hälfte des Restes und außerdem noch drei Thaler empfängt. Wie groß ist der zu verteilende Betrag?



### Akrostichon.

Von Dr. —cke.

Auber	Arie	Ase	Abel
Acht	Arius	Ente	Eis
Leander	Loge	Luft	Lias
Manuel	Meute	Meise	Dran
Ost	Orden	Pafz	Rufz
Rofa	Rebus	Roft	Stern

Wein.

Aus jedem der obigen 25 Wörter läßt sich durch Vorsetzen eines Buchstaben ein anderes Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen 25 Wörter, in anderer Reihenfolge, bilden den Titel einer beliebigen Oper.

### Füllräffel.

Von —e.

o	n
a	u
e	e
e	l
r	i
e	o

Die 24 leeren Felder des Quadrats sind so auszufüllen, daß alle wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben und daß die dritte wie die vierte senkrechte Reihe einen fürstlichen Titel nennt.

Die wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen: 1) Eine der neun Musen. 2) Eine der Personen in der Oper „Die lustigen Weiber von Windsor“. 3) Ein Gebirge in Deutschland. 4) Eine der Hauptpersonen in einer Oper von Rossini. 5) Einen chemischen Körper. 6) Ein Fürstenhaus.

### Buchstabenverlesung.

- |             |             |              |           |
|-------------|-------------|--------------|-----------|
| 1. Abel     | 2. Gros     | 3. Traun     | 4. Amjel  |
| 5. Althener | 6. Trabe    | 7. Arm       | 8. Leben  |
| 9. Edwin    | 10. Elis    | 11. Jdol     | 12. Edam  |
| 13. Senje   | 14. Regen   | 15. Urban    | 16. Torte |
| 17. Rune    | 18. Schiene | 19. Theodor. |           |

Aus jedem der obigen 19 Wörter läßt sich durch Buchstabenverlesung ein neues Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen 19 Wörter nennen einen beliebigen Dichter unserer Zeit.

### Korrespondenz.

Briefliche Anfragen aus Abonnementkreisen finden fortan nur dann Beachtung, wenn sie unter Angabe der vollständigen Post-Adressen der Fragesteller an uns gerichtet werden.

**Wäsche, Garderobe und Schmuck.** D. in S. Die Dauerwäsche mit Celluloidüberzug, welche besonders auf Reisen große Vorzüge besitzt, läßt sich leider ebenso wenig von ihrem unangenehmen Kampfergeruch als von ihrer Feuergefährlichkeit befreien, da das Celluloid im wesentlichen aus Schießbaumwolle und Kampfer zusammengesetzt ist. In früherer Zeit wurden von Amerika aus abwaschbare Kragen und Manisjetten aus Stahl gefertigt und mit weißem Lack überzogen in den Handel gebracht; dieselben haben indes keinen Anklang gefunden, woran wohl die Härte und Steifheit des Materials schuld war. Vielleicht hat ein neues patentiertes Verfahren, Wäschestücke abwaschbar zu machen, ohne daß dieselben Weiße, Façon und Glätte verlieren, mehr Aussicht praktische Verwendung zu finden. Dasselbe ist von R. Marx in Leipzig erfunden und besteht zunächst darin, daß die gestärkten und geplätteten Wäschestücke aus Leinen oder Baumwolle, sowie auch Papierwäsche, mit einem dünnen Überzuge von Eiweiß versehen werden. Dieser Überzug wird getrocknet und sodann ein zweiter und dritter Überzug aufgetragen, der aus einem Gemisch von weißer Farbe und Lack besteht. Die an einem staubfreien Ort getrockneten Wäschestücke zeigen reinweiße Farbe und dauerhaften Glanz und kann unbeschadet der letzteren Eigenschaften der nur leicht haftende Schmutz lediglich durch Wasser oder ganz dünnes Seifenwasser entfernt werden. Hauptsächlich soll sich das Verfahren

dazu eignen, Papierwäsche dauerhaft zu machen. — L. M. Es ist nicht neu, daß man Fett- oder Stearinflecken aus Stoffen entfernt, wenn man sie mit Löschpapier bedeckt und dann mit einem heißen Plättchen darüber fährt; das Fett schmilzt und wird vom Löschpapier aufgesogen. Wenn Sie statt des Plättchens einen Blechzettel, in welchem eine glühende Kohle liegt, anwenden, so ist das ein praktischer Handgriff, der besonders bei krausen oder faltigen Sachen brauchbar sein wird. Können die Flecke von Stearin oder Paraffin her, welche durch Hitze allein zum Verdampfen gebracht werden können, so kann man die Flecke auch zum Verschwinden bringen, wenn man mit großer Vorsicht mit einem brennenden Streichholz darüber hin- und herfährt. Selbstverständlich ist dies Verfahren nur bei kleinen Flecken anwendbar und erfordert Übung, weil sonst der Stoff gar zu leicht Brandflecke erhalten kann. — Fr. W. G. Das Waschpulver, welches unter dem Namen „Elektra“ verkauft wird, hat keinen höheren Wert als die Fettlaugenmehl etc. genannten Pulver. Die Elektra kann nach Mitteilungen der Pharmaceutischen Centralhalle aus etwa 3 Teilen Mehl, 53 Teilen calcinirter und 12 Teilen caustischer Soda, sowie 32 Teilen Wasser hergestellt werden.

**Verschiedenes.** Frau Pauline B. in St. u. anderen. Das zu Wachsblumen nötige Wachs bekommt man (wie uns A. v. Parpart mitteilt) in vorzüglicher Qualität bei Geschw. Heß, Danzig, 4. Damm. — Man bestellt für 1—3 Mark. — 12 Täfelchen für 1 Mark geben 3—5 Wachsrosen.

**Antwort** auf die Frage 2 auf Seite 152 des Bazar (S. G. in Fr.): Echte böhmische Bettfedern in allen Gattungen liefert Sam. Diamant in Reichenberg (Böhmen), Schützengasse.

### Zum Quartals-Anfang.

Alle Postanstalten des In- und Auslandes sowie alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen auf das mit Nr. 25 begonnene III<sup>e</sup> (Sommer-) Quartal entgegen und liefern die bereits ausgegebene Nummer nach. — Preis vierteljährlich 2 M. 50 Pf., in Oesterreich nach Kurs.

Die Administration.

### Albumbblatt.

Carl Reinecke.\*

**Allegretto grazioso.**

**Piano.**

decresc. *pp* Fine. (Folgt Coda.)

decresc. *p* *leggiere* *con anima*

I. *pp* II. *diminuendo* *poco calando*

decresc. *pp* Coda. Da Capo al Fine e poi la Coda.

decresc. *pp* *leggiamente* *pp*

\* Carl Reinecke, geb. den 23. Juni 1824 in Altona, Professor am Konservatorium in Leipzig und seit 1860 Direktor der dortigen Gewandhaus-Konzerte. — Als Komponist hat Reinecke in allen Genres ausgezeichnetes geleistet; er schrieb u. a. eine fünfsäktige Oper „König Manfred“; die Märchenbüchungen „Schneewittchen“, „Dornröschen“ und „Nischenbrödel“, für Frauenchor, sowie zahlreiche Klavier- und Liedkompositionen.